

Einsichten in flüchtige Leben



Einsichten in flüchtige Leben



Museum
Europäischer Kulturen
Staatliche Museen zu Berlin

Herausgegeben von Elisabeth Tietmeyer



Einleitungen

- 4 **Elisabeth Tietmeyer und Dagmar Neuland-Kitzerow**
Warum dieses Buch?
- 8 **barbara caveng**
„Ich bin ein Mensch.“ Von READY NOW zu KUNSTASYL – Eine Chronik

1. Biografische Schicksale

- 14 **Dachil Sado**
Der Gilgamesch-Mythos auf der Suche nach Europa
- 24 **Dagmar Neuland-Kitzerow**
„Ganz fremd fühlte ich mich nie.“ Stationen einer Flucht aus Ungarn im Herbst 1956
- 34 **Elisabeth Fendl**
Wegmüssen – Die bewegte Geschichte einer Familie aus dem böhmischen Erzgebirge
- 46 **Alina Helwig**
Zwischen der Krim, Kasachstan und Deutschland – Magdalena Schweiger auf der Suche nach Heimat
- 58 **Helga Neumann**
„Diese Visa-Frage ist im Moment die wichtigste Frage in unserem Leben.“ Eine von vielen: Anna Seghers im Exil 1933–1947

- 68 **Kristina Heizmann**
„Guests of the Nation“ oder „Gastarbeiter“? Belgische Geflüchtete in Großbritannien, 1914–1918
- 80 **Lennart Johansson und Håkan Nordmark**
Auswanderung von Schweden nach Amerika: das Beispiel Signe Karlsdotter

2. Historischer Kontext

- 88 **Jochen Oltmer**
Migration als historische Normalität: Europa im globalen Wanderungsgeschehen

3. Institutionelle Erinnerung

- 112 **Juliana Monteiro et al.**
Weg und Leben italienischer Migrant_innen in Brasilien Ende des 19. Jahrhunderts
- 122 **Myriame Morel-Deledalle**
Armenier_innen in Marseille
- 130 **Diana Pardue**
Ellis Island: Tor zu den Vereinigten Staaten

Impressum



Warum dieses Buch?

Elisabeth Tietmeyer Direktorin

Dagmar Neuland-Kitzerow Kustodin

Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin

Bewohner_innen des Wohnheims für Asylsuchende in Berlin-Spandau und KUNSTASYL, eine Initiative von Künstler_innen, Kreativen und Asylsuchenden, übernahmen am 4. März 2016 Ausstellungsräume des Museums Europäischer Kulturen. Sie hielten dort mit Mitteln der Kunst Erfahrungen, Wünsche, Lebensperspektiven und Wohnwelten von Geflüchteten fest. So wurde die Präsentation *daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben* (bis 2. Juli 2017) in einem werkstattartigen Prozess realisiert, den die Besucher_innen vor Ort verfolgen und mit den Akteur_innen diskutieren konnten.

Verbunden mit den persönlichen Geschichten der aktuellen Protagonist_innen, vermitteln Biografien aus dem 19. und 20. Jahrhundert, dass Zuwanderung durch Flucht kein neues Phänomen ist. Sie ist eine Form der Migration, die es immer gegeben hat.

Davon handelt unter anderem dieses Buch. Dabei wird nicht unterschieden, warum Menschen fliehen beziehungsweise migrieren. Ihre Heimat und ihre Gruppe können sie aus unterschiedlichen Gründen verlassen, zum Beispiel wegen der schlechten wirtschaftlichen Situation, Unterdrückung, Naturkatastrophen, Krieg und Eroberung, Vertreibung, wegen politischer Verfolgung, Überbevölkerung oder aus persönlichen Motiven. Migrant_innen sind immer auf der Suche nach einem besseren Leben, an dem auch ihre meist zu Hause gebliebene Familie teilhaben soll.

Als „Planet der Nomaden“ hat der deutsche Historiker Karl Schlögel die Erde bezeichnet, denn seit Beginn der Menschheit wird sie von Wanderungsbewegungen bestimmt. Übersieht man eine Zeitspanne von zwei Millionen Jahren, waren Menschen mehr unterwegs als sesshaft. Europa bildete keine Ausnahme – besonders die letzten beiden Jahrhunderte waren von großen Binnenwanderungen aufgrund der Kriegsfolgen und der Suche nach Arbeit geprägt. Emigrationen nach Amerika fanden vor allem wegen wirtschaftlicher Probleme, Hungersnöte und Überbevölkerung im 19. Jahrhundert in vielen Regionen und Städten Europas statt. Das 20. Jahrhundert war von Diktaturen und zwei Weltkriegen geprägt, die Zwangsmigrationen, wie Flucht, Deportationen und Vertreibungen, zur Folge hatten. Auch davon handelt dieses Buch. Die Beschreibung persönlicher Erlebnisse von Männern und Frauen, die innerhalb Europas, nach und aus Europa wanderten oder flohen, gibt dem Thema, das immer wieder mit der „Angst vor den Massen“ assoziiert wird, ein menschliches Gesicht. Die Ähnlichkeiten mit Erfahrungen heutiger Zuwander_innen durch Flucht sind unverkennbar.

So beginnt der Abschnitt Biografische Schicksale mit den Erinnerungen von **Dachil Sado** (Projektteam KUNSTASYL und Kunststudent, Berlin) an seinen Fluchtweg vom Irak nach Deutschland 2014. Unter Verarbeitung seiner Erfahrungen von Krieg, Zerstörung und Todesgefahr sowie der Beschreibung von Lebenswirklichkeiten anderer Schutzsuchender reflektiert er politische Entscheidungsprozesse und wie diese die Zukunftspläne Einzelner bestimmen.

Im Beitrag von **Dagmar Neuland-Kitzerow** (Museum Europäischer Kulturen, Berlin) wird die Flucht eines Studenten aus Ungarn 1956 dargestellt. Die politische

Verfolgung durch die Kommunisten veranlasste viele Regimekritiker zur Flucht in die „westlichen“ Länder.

Von Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg handelt der Aufsatz von **Elisabeth Fendl** (Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg i. B.). Eingebettet in die Ereignisse neuer politischer Nachkriegsordnungen in der Tschechoslowakei und in der Bundesrepublik Deutschland wird der von Brüchen gezeichnete Lebensweg eines Mannes und seiner Familie aus Böhmen dargestellt.

Am Beispiel des Lebens ihrer Urgroßmutter nimmt **Alina Helwig** (Museum Europäischer Kulturen, Berlin) in ihrem Beitrag die Deportation und Migration von Sowjetbürger_innen mit deutschem Hintergrund in den Blick – eine Zeitspanne, die fast 100 Jahre umfasst.

Helga Neumann (Akademie der Künste, Berlin) beschreibt Flucht- und Exilerfahrungen, die der Zweite Weltkrieg auslöste, anhand des Lebens einer deutschen Schriftstellerin. Sie floh mit ihrer Familie über Frankreich nach Mexiko und verarbeitete ihre Erlebnisse in ihrer literarischen Arbeit.

Kristina Heizmann (Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin) blickt in ihrem Aufsatz auf eine innereuropäische Migration, die durch den Ersten Weltkrieg ausgelöst wurde. Am Beispiel der Flucht einer alleinstehenden Frau und ihren beiden Töchtern aus Belgien nach England zeigt sie, welche Reglementierungen mit dem neuen Leben der Frauen verbunden waren.

Aufgrund von Hunger und Armut wanderten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr als eine Million Schweden nach Amerika aus. Hierbei handelte es sich um einer der größten Emigrationen Schwedens. Viele Auswander_innen blieben und einige kehrten zurück, beschrieben von Lennart Johansson und Håkan Nordmark (Kulturparken Småland, Växjö, Schweden) am Beispiel einer alleinstehenden Frau aus dem südschwedischen Småland.

In den vorgestellten Aufsätzen stehen die Migrations- und Lebenserfahrungen einzelner Menschen im Mittelpunkt. Die Informationen sind zwar vor dem Hintergrund der jeweiligen politischen beziehungsweise wirtschaftlichen Situation dargestellt, aber die Verbindungen werden erst dann erkennbar, wenn eine historische Kontextualisierung der Migration erfolgt. Dass und wie Europa dabei im globalen Zusammenhang gesehen werden muss, vermittelt der Aufsatz von **Jochen Oltmer** (Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien, Osnabrück) in diesem Abschnitt.

Die historische Erforschung der Migrationsthematik kann nur auf *institutionellen Erinnerungen* basieren, die in der Regel von Museen und Archiven zur Information und Reflexion vermittelt werden. Wie und warum Institutionen mit Erfahrungen und Fakten zur Migration umgehen, zeigen im letzten Abschnitt beispielhaft drei Aufsätze.

Juliana Monteiro und ihre Kolleginnen (Museu da Imigração do estado de São Paulo, Brasilien) beschreiben die vom brasilianischen Staat geförderte Immigration von Italiener_innen Ende des 19. Jahrhunderts und deren Leben am


neuen Ort. Ihre Informationen basieren auf Dokumenten, Objekten und Interviews, die sie mit Nachfahren der Migrant_innen geführt hatten.

Eine ähnliche Funktion übernimmt der Verein für die Erforschung und Archivierung des armenischen Gedächtnisses in Marseille, dessen Ziele, Aktivitäten und Angebote **Myriame Morel-Deledalle** (Musée des Civilisations de la France et de la Méditerranée, Marseille) darstellt. Zur 100-jährigen Erinnerung an die Flucht tausender Armenier_innen nach Frankreich vor dem Genozid im Osmanischen Reich 1915 dienten auch Ausstellungen im Jahr 2015.

Die wohl größte Emigration von Europa in die USA geschah Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Millionen Menschen unterschiedlicher europäischer Herkunft passierten das Aufnahmelager auf Ellis Island in New York. Dieses wurde zum Museum umgebaut und widmet sich seither der Erforschung und Vermittlung der Einwanderungsthematik. Wie dies geschieht, beschreibt **Diana Pardue** (Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York).

Der Thematisierung und Erinnerung von Migration und deren Folgen fühlt sich auch das Museum Europäischer Kulturen verpflichtet. Seit seiner Gründung im Jahr 1999 widmet es sich unter aktuellen Fragestellungen Aspekten von vergangenen und gegenwärtigen Lebenswelten, wie zu Formen und Folgen kultureller Begegnungen in und mit Europa. Ziel ist es, auf Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten in der Gesellschaft aufmerksam zu machen, um Respekt vor Menschen unterschiedlicher Kulturen zu schaffen. Dabei kommen die Protagonist_innen nicht nur selbst zu Wort, sie bestimmen den Inhalt der Ausstellung (mit) – sie partizipieren, während das Museum die Plattform dafür bietet – so geschehen in Ausstellungen wie *Heimat Berlin?* (2002), *Migrationsgeschichte(n) in Berlin* (2003), *Grenzen überqueren: Migranten in Europa* (2004), *Generation ADEFRA. 20 Jahre Schwarze Frauenbewegung in Deutschland* (2006), *Döner, Dienste und Design, Berliner UnternehmerInnen* (2009/10), oder *Erfüllbare Träume. Italienerinnen in Berlin* (2016/17). Auch geht die Veranstaltungsreihe der *Europäischen Kulturtage* (seit 2000) immer wieder auf die Themen ‚Kulturkontakte‘, ‚gesellschaftliche Diversität‘ und ‚Identitäten‘ in Europa ein. Last but not least *daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben* (2016/2017): Mit dieser Präsentation ist das Museum Europäischer Kulturen in seiner partizipativen Ausrichtung noch einen Schritt weiter gegangen. Wie es dazu kam, skizziert die Künstlerin **barbara caveng** im folgenden Beitrag.

Ihr gebührt unser besonderer Dank, war sie es doch, die das Projekt KUNST-ASYL initiiert, entwickelt und mit den (ehemaligen) Bewohner_innen des Heims in Berlin-Spandau sowie den Kolleg_innen des Museums Europäischer Kulturen umgesetzt hat. Darüber hinaus danken wir allen Autor_innen und jenen, die am Gelingen dieses Buches beigetragen haben, sehr herzlich.



„Ich bin ein Mensch.“
Von READY NOW
zu KUNSTASYL –
Eine Chronik

barbara caveng Künstlerin und Initiatorin von KUNSTASYL

„Die waren halt in Heimen untergebracht, waren mehr oder minder isoliert von wirklichen Lebensbedingungen, nicht mit eigenen Wohnungen – nicht mit einer eigenen Perspektivsuche verbunden.“ – Die Rede ist hier weder von den 100 Bewohner_innen des Heimes in der Staakener Straße in Berlin-Spandau, noch von der Gesamtheit der rund 43.000 Menschen, die noch im Frühjahr 2016 in Berlin in Heimen, Turnhallen oder Containern leben mussten. Die Aussage bezieht sich auf den Umgang mit den „Fremden“ aus Vietnam, Mosambik, Angola und Kuba, die seit den 1960er-Jahren als „Vertragsarbeiter“ unter restriktiven Bedingungen von der DDR angeheuert wurden. Das Zitat stammt von Dagmar Neuland-Kitzerow, einer Kustodin des Museums Europäischer Kulturen. Am 10. September 2003 saß sie in einer Runde mit Menschen aus Brasilien, den USA, Peru, dem Iran und Deutschland an einem Tisch in einem 30qm-Studio in Berlin-Prenzlauer Berg und knüpfte einen postkartengroßen Ausschnitt des insgesamt elf Quadratmeter einnehmenden Teppichs READY NOW, in dessen Innerstem, dem *Mirhab*, der US-amerikanische Flugzeugträger Abraham Lincoln schwimmt.

Im September 2003 wurde der von den USA zusammen mit der „Koalition der Willigen“ geführte Krieg gegen Saddam Hussein bereits als „gewonnen“ gefeiert. Der Irak war zerstört. Das Projekt READY NOW hatte sich von Mai bis November parallel zum Kriegs- und Nachkriegsgeschehen entwickelt. 246 Menschen aus 54 Ursprungsländern knüpften den READY NOW Teppich und überprüften dabei im Dialog ihr Selbst im Verhältnis zu den Anderen. Sie gaben sich preis, verorteten ihren Ursprung mit einer Stecknadel auf einer an der Wand hängenden



Abb. 1 Projektauftritt und freundliche Übernahme der Ausstellungsräume durch KUNSTASYL

| Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen / Ute Franz-Scarciglia

Weltkarte, reflektierten Herkunft und Geschichte, suchten Verbindendes und das Vertraute im Fremden. „Vielleicht gibt es ein bisschen Sicherheit, wenn man vermeintlich weiß, wo man hingehört.“ Das Land, in dem Dagmar Neuland-Kitzerow gelebt hatte, war ihr abhandengekommen. 1989 sah sie auf Fernsehbildern in ihrem Ostberliner Wohnzimmer, wie die Mauern der innerdeutschen Grenze überwunden wurden. Es berührte sie, „dass das so Geschichte werden kann, in so einem kurzen Menschenleben – wenn man selber so Teil der Geschichte wird.“

„Ich kann überall meine Heimat finden.“ Mit einem Stern und der Borte in rotgrün erinnerte der Teppichausschnitt, den die Syrerin Lina knüpfte, an die Flagge ihres Landes. Als die damals 46-jährige Sozialarbeiterin von Damaskus erzählte, erfüllte sich der Raum mit dem schweren Duft von Jasmin. Ihr Stolz verführte mich. Ich wollte dieses Land, zu dem sie sich so entschieden bekannte, selber sehen und riechen.

Dagmar Neuland-Kitzerow knüpfte im Teppich READY NOW ein Stück Gischt, die am Bug des Flugzeugträgers hochspritzt. Die Wellen, die jetzt, 13 Jahre später, die Ausstellungsräume des Museums Europäischer Kulturen fluten, sind Ausdruck einer politischen Entwicklung, die durch den Zweiten Irakkrieg entscheidend beschleunigt wurde.

Die lange Geschichte des von KUNSTASYL und dem Museum Europäischer Kulturen gemeinsam realisierten Projektes „daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben“ begann also im Jahr 2003.

Als sich mein Wunsch, nach Syrien zu reisen, 2011 erfüllte, waren nur 23 von 180 Plätzen im Airbus nach Damaskus belegt. Syrien war kein Reiseland mehr, sondern Krisengebiet. Meinen vorzeitigen Rückflug nach vier Wochen begleiteten die Abschiedsworte von Nesrin, einer syrischen Künstlerin: „Wenn es zum Krieg kommt, sind wir alle Flüchtlinge – und wer auf der Welt will uns dann haben?“ Ihre Frage steht über dem Konzept von KUNSTASYL.

An einem Bistrotisch im Museumscafé traf ich Dagmar 2014 wieder. Da war die Zahl der Menschen, die nach Europa zu fliehen versuchten, schon nicht mehr begreifbar. „Die Sicherheit, um das Ich irgendwo zu verorten“, hatten sie alle verloren. Einer von ihnen stand an der syrisch-türkischen Grenze und schrie ins Mikrofon eines Reporters: „ICH BIN EIN MENSCH.“

Europa wehrte sich. Wer die Gefahren des Meeres überlebt oder die rund 2500 Kilometer Balkanroute überwunden hatte, der ging nun namenlos als „Flüchtling“ in der Menge Schicksalsgleicher unter.

Eines der Heime, in dem in Berlin Schutzsuchende Obdach finden, ist ein ehemaliges Gesundheitsamt in Spandau. Es liegt an der Grenze zum Industriegebiet, „isoliert von wirklichen Lebensbedingungen, nicht mit einer eigenen Perspektivsuche verbunden“. Es ist ein Ort ohne Raum für Schmerz, Trauer oder auch Hoffnung. Über ein Jahr lebte auch Familie Mounem auf den wenigen Quadratmetern zweier Zimmer. In Damaskus hätten wir uns begegnen können. Zwischen unseren Wohnungen lagen nur 200 Meter.



Abb. 2 Wasserglassymphonie „Ode an die Freude – Hoffnung auf Europa“, u.a. mit Dachil Sado, Ina Sado, Aymen Montasser und Diwali Haskan | Staatliche Museen zu Berlin, Museum Europäischer Kulturen / Ute Franz-Scarciglia

Im Februar 2015 begann sich das Heim zu einer Enklave zu wandeln, in der sich Heimatlose und Beheimatete, Künstler_innen, Kreative und Asylsuchende als KUNSTASYL die gleichen Fragen stellten, die bereits 2003 am Knüpftisch von READY NOW verhandelt wurden: „Wer bin ich im Verhältnis zum Anderen und wem gehört der Raum?“ Wir saßen einen Sommer lang auf selbstgebaute Möbeln in der Brache, und wenn um 21 Uhr die Sonne unterging, dann kapitulierte selbst die hässliche Fassade des Heimes vor unserem Utopia und strahlte rosa. Wir teilten Zeit und Raum und übten das Überwinden von Grenzen – Grenzen der Zugehörigkeit, Mauern im Kopf, eigenen Barrikaden.

Die Runde, die sich im Dezember 2015 an Tischen im Aufenthaltsraum des Heimes zusammenfand, war groß. Menschen aus Bosnien, Albanien, dem Kosovo, Pakistan, Afghanistan, Syrien und dem Irak trafen mit dem Leitungsteam des Museums Europäischer Kulturen zusammen. Im deprivierten Raum einer Unterkunft für Asylsuchende wurde eine Kooperation beschlossen, mit der das Museum ein Gegenbild zu einem sich bewehrenden Europa entwarf: der Zugang wurde nicht verwehrt, er wurde riskiert. Seit März 2016 begrüßen weithin sichtbar die an der Fassade angebrachten Fahnen des Museums Europäischer Kulturen und KUNSTASYL gemeinsam die Besucher.

Das Museum zog seinen Anspruch auf Repräsentanz zurück: Anstelle einer paternalistischen Geste von Teilhabe gewährte es Autonomie. Was im Heim begann, wurde im Museum möglich: Aus Heim wurde daHEIM – ein fragiles Konstrukt von Einsichten in flüchtige Leben.

1.



Biografische



Schicksale





Dachil Sado

Der Gilgamesch- Mythos auf der Suche nach Europa

Bearbeitet von Mary Okonkwo

Nachdem Gilgamesch, der König von Uruk, die Pflanze des ewigen Lebens verloren hatte, hörte er die Legende von Europa. Ihm wurden Geschichten erzählt und Beschreibungen ihres Anblicks. Die Geschichten suchten ihn lange in seinen Phantasien und Träumen heim; Gilgamesch erkannte, dass die wahre Unsterblichkeit in der Verwirklichung seines Lebenstraums besteht. Er träumte von der Schönheit, die kein Gott beschreiben könnte; er wollte seine Reise antreten, die schönste Frau des Universums zu treffen: Europa. Er wollte seine göttliche Macht riskieren und dem Tod ins Auge sehen, um sie zu bekommen.

Gilgamesch begann seine Suche mit einer Wanderung durch Anatolien zum Wald von Bulgarien. Dort musste er sich den Flüchtlingsjägern stellen, die den Wald bewachten.¹ Er musste durch den Wald kriechen und eisigen Winden standhalten. Gilgamesch erklimmte die Berge mit den Füßen im Schlamm. Der Raum war von den Stimmen der Ungeheuer durchdrungen, die ihn davon abhalten wollten, seinen kostbaren Traum zu verwirklichen. ▶ Abb. 1

Am Ende des letzten Tales der bulgarischen Berge wurde Gilgamesch von einem zweiköpfigen Monster² überrascht, das die Grenzen durchbrach, um ihm einen tödlichen Stich in den Nacken zu versetzen, der ihn wieder an seinen Ausgangspunkt in Anatolien zurückwarf.

„Und der Traum, den ich sah, war ganz entsetzlich: / Auf schrien die Himmel, das Erdreich dröhnte – ! / Der Tag erstarrte, die Finsternis kam heraus, / Auf blitzte ein Blitz, es entlodert' ein Feuer, / wurden immer dichter, es regnete Tod. / Dann



Abb. 1 Zeichnung von Dachil Sado, ohne Titel, 29,5 cm × 20,9 cm | Dachil Sado



Abb. 2 Mohammed, auf einem Felsen in der Sahara sitzend | Hilba Serwan

wurde rot das weißglühende Feuer und verlosch; / Alles aber, was da herabfiel, ward zu Asche³, / sprach Gilgamesch zu seiner Mutter, der Göttin Ninsun. Tränenüberflutet bat und erflehte er sie, ihm den Weg zu Europa zu zeigen. / „Fahre im grauen Boot, durchwandere die Sahara, wo der Sand stürmt, überquere das Meer des Todes, erreiche die Tore von Lampedusa“, sprach Ninsun. Gilgamesch nahm seinen von göttlicher Kraft getriebenen Wagen und machte sich auf nach Lampedusa. Er tauchte durch die Sandstürme wie ein Fisch im Süßwasser schwimmt; Gilgamesch überflog das Meer des Todes und kam durch die Unterwelt von Lampedusa, voll der Gebeine und Leichen derer, die vor ihm Durchlass suchten. ▶ Abb. 2

Bei Sonnenaufgang erreichte Gilgamesch die Grenze des Reiches von Bayern. Am Grenztor erschien ihm Al-kahina, die Wächterin des Reiches, die unter dem Fluch einer bösen Gottheit stand. Al-kahina saß hinter ihrem Musikinstrument und wartete darauf, Gilgamesch entgegenzutreten und seine göttliche Macht mit ihrem Symphonie-Fluch zu zähmen. Gilgamesch wirbelte hinauf wie ein Tornado und zwitscherte wie eine Nachtigall; er sandte eine Gefühlswelle aus, die sie von ihrem Fluch der Gefühllosigkeit⁴ erlöste, und sagte:

„In meiner Stadt stirbt der Mensch; bedrückt im Herzen. / Der Mensch kommt ums Leben; / Schwer ist mein Herz ... / Selbst der größte Mensch kann sich nicht bis zum Himmel strecken; / Selbst der breiteste Mensch kann nicht die Erde bedecken.“⁵ / Die Königin erhob sich, füllte Gilgameschs Mission in eine Flasche und antwortete: / „Du, der König von Uruk, mutig wie ein Löwe. / Du, der nach Unsterblichkeit strebt, hast einen Traum gefunden. / Du, der vor Schwierigkeiten stand, hast Europa erreicht.“

Gilgameschs Gesichtszüge entspannten sich; seine Ankunft in Bayern war durch den Kampf mit den Ungeheuern von einem Befreiungsgefühl begleitet. Der sumerische König von Uruk verspürte das Sprengen der Ketten, die ihn dazu gezwungen hatten, all die Nöte auf sich zu nehmen, die er durchgemacht hatte.

Gilgamesch ging dem Licht Europas entgegen und hob seine Hand, ihre Haut zu berühren, als Yousif⁶ mit einem Schlag in seinem Bett erwachte. Er schlug die Augen auf und sah die Decke von Zimmer 209.

„16 Quadratmeter-Zimmer im Licht zweier greller Lampen, mit einem engen Durchgang zwischen zwei Betten, der von einem Kochtisch blockiert wird, umgeben von Spind. Im Schlaf befindet sich hinter meinem Kopf eine Ablage mit einer

ganzen Reihe roter und weißer Stromschalter und einem kleinen Fernseher darauf, was dem Zimmer einen Hauch von Intensivmedizin verleiht.“⁷

Yousif fühlte sich jämmerlich und musste doch lächeln, als er sich durch den Kopf gehen ließ, wie sehr sich doch die Welt verändert hatte, dass er als Nachkomme babylonischer Zivilisationsväter jetzt Asyl suchen musste. Yousif schloss wieder die Augen in dem verwaisten Zimmer, um in seinen Traum zurückzufiegen. „Ich glaube alles, bis das Gegenteil bewiesen ist. Also glaube ich auch an Feen, die Mythen, Drachen. Dies alles existiert, auch wenn es nur im Geist ist. Wer weiß schon, ob Träume und Alpträume nicht genauso real sind wie das Hier und Jetzt?“⁸ ▶ Abb. 3



Abb. 3 Yousif trägt einen babylonischen Schutzdämon um den Hals. Die fünfbeinige Lamassu vereint die Schnelligkeit des Adlers mit der Kraft des Löwen. Ihr Leib stammt vom Wal und wird von Stierbeinen getragen, ihr Kopf ist menschlich. Der Assyrer fühlt sich als stolzer Nachfahre babylonischer Kultur.⁹

| barbara caveng

Was es bedeutet, ein Flüchtling zu sein!

Ein Flüchtling ist eine Person, die aus vielerlei Gründen ihre Heimat verlassen musste. Ein Flüchtling ist eine Person, die mit einem Zelt überdacht oder auf ein Bett gelegt wird. Ein Flüchtling ist eine Person, die sich einer als Flüchtlinge bezeichneten Gruppe anschließen muss. Ein Flüchtling ist eine Person, die jeder

anderen Person auf der Welt Folge leisten und davon träumen muss, der Letzte zu sein, und wenigstens ein Teil des gesellschaftlichen Spektrums.¹⁰ Ein Flüchtling ist einer, der seine Stimme nicht höher erheben kann als die Bitte um Brot. Ein Flüchtling ist an einem Punkt, an dem deine Menschlichkeit still und leise ausgelöscht wird. Wenn eine Person ihre Identität verliert, indem sie als Flüchtling bezeichnet wird, dann ist das eine der schwersten Prüfungen, die der Mensch ertragen kann.

Ich kam genau ein Jahr nach dem Ende des Golfkriegs zur Welt, im März 1992 in Sindschar, Irak. Ich hatte eine normale Kindheit und träumte davon, einmal Wissenschaftler und Erfinder zu werden. Im Alter von zehn wurden Albert Einstein und Leonardo da Vinci zu meinen Helden. Ich hatte schon viele Geschichten und Lieder darüber gehört, wie unser Volk der Jesiden 72 Genozide durchlitten hatte. Es wurde erzählt, dass die Angriffe vorwiegend von Menschen aus unserem Umfeld oder der näheren Umgebung ausgegangen waren. In der Gesellschaft von Sindschar gab es keine Ausgestoßenen, Menschen aller Glaubensrichtungen und Ungläubige lebten friedlich zusammen. Im August des Jahres 2007 wurde meine Stadt in Al-Adnaniah und Al-Qahtaniyah von mehreren Autobomben angegriffen, etwa 500 Jesiden fanden ihren Tod und 1.500 wurden verletzt. Der Terroranschlag mit der viertgrößten Zahl an Todesopfern jemals, weltweit. Ich war damals Dozent in Computerkursen für junge Leute und Analphabeten in meiner Stadt. Im August 2009 wurden in einem doppelten Selbstmordanschlag keine drei Meter vor dem Haus, in dem die Kurse abgehalten wurden, mindestens 20 Menschen getötet und 30 verletzt.

Ich ließ mich nicht vom Studium und meiner Arbeit abbringen. Ich hatte einen Job als Elektriker in der Fabrik meiner Familie und einen anderen im Sicherheitsdienst des Lagers in Domiz (im irakischen Teil Kurdistans) für Menschen, die aus Syrien fliehen mussten. Kurz nachdem ich im Juni 2014 eine Shisha-Bar eröffnet hatte, griff der „Islamische Staat“ unsere Stadt an. Im August 2014 verliessen daraufhin die irakischen und kurdischen Streitkräfte die Stadt, was kurz darauf zum Völkermord führte. Der UN zufolge wurden über 5.000 Jesid_innen getötet und 5.000 bis 7.000 jesidische Frauen entführt. Ich musste durch Syrien fliehen, um mein Leben zu retten; ein Onkel und ein Cousin waren vom „Islamischen Staat“ geköpft worden, zwei meiner Freunde ermordet. Trotz unseres zuversichtlichen und friedlichen Glaubens als Jesiden ließ uns dieser Überfall keine Hoffnungen mehr darauf, in einem Teil der Welt bleiben zu können, in dem wir 73 Völkermorde durchlitten hatten. „Die Hoffnung ist ein Wachs-traum“ (Aristoteles).

Ich gab das Leben ohne grundlegende Menschenrechte im Irak und den Kurden-gebieten auf. Ich entschloss mich, bis nach Deutschland weiterzureisen. Ich entschied mich für Deutschland, um mein Leben als normaler Mensch fortsetzen zu können.

Am 17. Januar 2015 erreichte ich Berlin. Nach einem Monate lernte ich Barbara Caveng¹¹ kennen, Initiatorin des partizipatorischen Kunstprojekts KUNSTASYL¹².

Dieses Projekt eröffnete mir eine Chance, mich selbst wiederaufzubauen; ich fand verschiedene Wege, mich künstlerisch auszudrücken. Ein Semester lang studierte ich Bauingenieurwesen an der Technischen Universität Berlin. In meinem Gymnasium war ich der Beste von 250 Schülern in Mathematik, Chemie und Physik gewesen. Doch nachdem ich erste Erfahrungen mit der bildenden Kunst gesammelt und ihre Kraft erfahren hatte, entschied ich mich für ein Kunststudium und wurde in den Vorbereitungslehrgang der Kunsthochschule Weißensee aufgenommen. Mein erstes Kunstwerk zeigt eine Person mit einem Fingerabdruck auf dem Rücken und stellt jeden dar, der sich in Hameeds Situation befindet.

Mit Hameed und einem Landsmann aus Pakistan habe ich mehrere Monate lang ein Zimmer in einem Lager für Asylsuchende geteilt. Zuhause im Irak dachten die anderen und ich, dass alle Afghanen schlechte Menschen sind; ich hatte sogar Angst davor, Hameed meinen richtigen Namen zu nennen.

Hameed ist einer der wenigen Menschen in meinem Bekanntenkreis, deren Träume völlig unschuldig sind. Er ist jemand, der sich nichts mehr wünscht als einen Job und eine Ehefrau; er will ein Leben führen, fernab von Kriegen und Konflikten. Sobald ich mich mit Hameed angefreundet hatte und ihn ein bisschen besser kannte, tat mir meine vorherige Einstellung leid. Ich schämte mich dafür, auf die Idee gekommen zu sein, ein Urteil über Menschen zu fällen, die ich gar nicht kannte.

Hameed war mit sieben eingeschult worden und hatte eine weiterführende Schule besucht, sich aber aus wirtschaftlichen Gründen nie an einer Universität beworben. So nahm er sofort nach seinem Schulabschluss einen Job an, um seine Familie zu unterstützen. Hameed ist der älteste von drei Brüdern und drei Schwestern; sein Vater war vor seiner Entführung durch eine Gruppe Unbekannter im November 2013 Landwirt gewesen; seine Mutter lebt mit seinen Geschwistern zusammen. Weil sie wegen Hameeds Job als Übersetzer für die US-amerikanischen Streitkräfte bedroht wird, führt seine Familie ein unstetes Leben zwischen Kabul und Kunduz. Seine Schwestern können nicht zur Schule gehen wegen der Gefährdung durch Gruppen, die Schülerinnen ermorden.

Hameed hat zweieinhalb Jahre lang als Hilfskraft in einem Personalbüro in Afghanistan gearbeitet. Als er zum Mitarbeiter des Monats erwählt wurde, nahm er voller Stolz ein Foto mit seinen Kollegen in der Firma auf. Dieses Foto hing in seinem Haus im Dorf, wo es ein Besucher sah und eine Gruppe Talibankämpfer informierte. Auf der Flucht vor dem Überfall durch diese Gruppe verletzte sich Hameed am rechten Knie, als er aus dem ersten Stock springen musste. Wie die meisten Mütter derer, die flüchten mussten, beschwor ihn auch seine, nie mehr zurückzukehren, da sie den Verlust ihres ältesten Sohnes befürchtete.

Hameed machte sich auf den Weg nach Europa, wurde jedoch an der bulgarischen Grenze festgenommen, wobei ihm (so behauptet er) die bulgarische Grenzpolizei Schläge auf sein geschundenes Knie versetzte. Hameed sagt, die Polizei habe ihn dazu gezwungen, sich Fingerabdrücke abnehmen zu lassen und



Abb. 4 Hameed in seinem Zimmer | Till Rimmel

Asyl in Sofia, Bulgarien, zu beantragen. Hameed wollte nicht in Bulgarien bleiben und setzte seine Reise fort, bis er in Berlin ankam. Dann folgten eineinhalb schlaflose Jahre voller Bangen, weil er das Dublin-Verfahren¹³ durchlaufen und jeden Tag befürchten musste, nach Bulgarien abgeschoben zu werden. 18 Monate nach seinem Asylantrag erhielt Hameed ein Schreiben, dass sein Fall wieder aufgerollt werde. ▶ Abb. 4

Nicht zu wissen, welche Entscheidung fallen wird, versetzt jeden, der fliehen musste, in einen Teufelskreis der Depression. Die Hilflosigkeit und Unfähigkeit, ein normales Leben zu führen, sind genau das, was Schmerz ausmacht.

„Alles erbebte, sogar die Lichter; es sah aus, als würde alles umstürzen. Es war wie ein Erdbeben jede einzelne Sekunde.“ Das sind die Worte, mit denen Selma Murati¹⁴ den Ort beschreibt, an dem sie und ihre Familie in ihrer ersten Woche in Berlin gelebt haben. Selma ist eine attraktive junge Frau aus Kukës in Albanien. Als Kind war sie mit ihrer Familie in einem Kunststoffboot nach Großbritannien gereist; wegen ihrer Angst vor dem Wasser hatten sie ihr eine Plastiktüte über den Kopf gestülpt, damit sie das Meer nicht sieht. Nachdem sie fünf Jahre lang im englischen Leeds gelebt hatten, wurden Selma und ihre Familie eines Morgens aufgeweckt, von der Polizei festgenommen und nach Albanien abgeschoben. 2015 machte sich die Familie wieder auf die Reise und kam im selben Jahr in Berlin an.

Selma stellte klar, dass die Politiker Albaniens die Bevölkerung ihres Landes nicht in Ruhe und frei leben lassen, besonders die Frauen. Sie sagte, die Hauptaufgabe

Selma Murat'

1995 - 05 - 16

Albania (Leukës) - shishtavec

I dont know how long will
I live with this mood, ...

like to day was a really bad
day for me ... you can start with
a smile in the morning but

that smile can go down by
heavy things like some one
is trying very hard to make there
life better but it goes wrong

like some things are really meant
for you cos your life in your own
place can not go right so
you see each an other place

Dream: "I want to break
the wall to be myself"

Abb. 5 Vita Nova, von Selma in mein Notizbuch geschrieben | Dachil Sado

der Frau in Albanien werde darin gesehen, zu heiraten und Kinder zu gebären.

„Ich bin in Europa, ich bin in Deutschland, habe aber immer noch keine Freiheit, ich möchte diese Wand einreißen und ich selbst sein!“ Selma sprach diese Worte als Ruf eines Freiheitskämpfers. Die Emotionen zerrissen ihr Herz, während die Erde unter ihren Füßen wegbrach; sie wollte nur bleiben und ein neues Leben haben, und dann sagte sie, dass Albanien nicht Europa sei – sondern nur die Tür nebendran.

„Jeder Mensch hat das Recht zu leben, wo, wann und wie es ihm gefällt.“¹⁵

Selma und ihre Familie erhielten, was sie das „weiße Papier“ nennen (Abschiebungsschreiben). Die Entscheidung für Asylsuchende aus dem Balkan und als sicher betrachteten Staaten ist gefallen, ihr Asylantrag wird abgelehnt und ihr Fall geschlossen.¹⁶ ▶ Abb. 5

Während Gilgamesch dasitzt, das Kinn an sein Bein gelegt, / Befiel ihn der Schlaf, der auf die Menschen herabquillt, / In der mittleren Wache brach er den Schlaf ab, / Fuhr empor und sagte zum Freunde: / „Freund, riefst du mich etwa? Warum denn bin ich erwacht? / Stießest du mich etwa an? Warum denn bin ich entsetzt? / Ging etwa ein Gott hier vorbei? Warum denn schaudert's mich an den Gliedern? / Freund, ich sah einen dritten Traum, / Und der Traum, den ich sah, war ganz entsetzlich: / Auf schrien die Himmel, das Erdreich dröhnte – ! / Der Tag erstarrte, die Finsternis kam heraus, / Auf blitzte ein Blitz, es entlodert' ein Feuer, / wurden immer dichter, es regnete Tod. / Dann wurde rot das weißglühende Feuer und verlosch; / Alles aber, was da herabfiel, ward zu Asche. / Komm hinab, im Gefild' können Rats wir pflegen.“¹⁷

- 1 Flüchtlingsjäger sind freiwillige Bürgerwehren, die an Bulgariens Grenzen mit der Türkei patrouillieren und Jagd auf Menschen machen, die nach Europa zu kommen versuchen. Ein Video, das sie in Aktion zeigt, wurde auf AJ+ veröffentlicht, einem von Al Jazeera Media Network (https://en.wikipedia.org/wiki/Al_Jazeera_Media_Network - Zugriff am 06.08.2016) betriebenen Online-Nachrichten- und Informationskanal (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=NwJSgy3-PDM> - Zugriff am 06.08.2016).
- 2 Das Abkommen zwischen der EU und der Türkei vom 18. März 2016 zur Schließung der Grenzen und Unterbindung der Migration.
- 3 Gilgamesch-Epos / 4. Tafel, <https://www.lyrik.ch/lyrik/>

spur1/gilgame/gilgam4.htm (Zugriff am 06.08.2016).

- 4 Al-kahina war eine religiöse und militärische Anführerin und Königin der Berber (Amazigh). Sie wurde im frühen 7. Jahrhundert geboren und gegen Ende dieses Jahrhunderts bei Uqba ibn Nafi im heutigen Algerien enthauptet (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/K%C4%81hina> - Zugriff am 06.08.2016). Al-kahina und der Text hier stehen für Asylentscheidungen und das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF).
- 5 <http://www.spurlock.illinois.edu/collections/search-collection/details.php?a=1913.14.1463> (Zugriff am 23.08.2016), Übersetzung: Christoph Klar.
- 6 Yousif verließ den Irak im Jahr 2002 und hat zwölf Jahre lang in Griechenland gelebt und ge-

arbeitet. Die Wirtschaftskrise hat seine Lebensgrundlage dort zerstört, so dass er erneut geflüchtet ist und seit 2015 in Deutschland lebt.

- 7 Meine eigene Beschreibung von Zimmer 102 in einem Asylantenheim in Berlin-Spandau. In diesem Zimmer habe ich etwa fünf Monate lang gewohnt.
- 8 John Lennon, https://de.wikipedia.org/wiki/John_Lennon (Zugriff am 06.08.2016).
- 9 <http://kunstasyl.net/de/2-og/209yousif/> (Zugriff am 06.08.2016).
- 10 Asylsuchende in Ländern, die fern ihrer Heimat liegen, werden in der neuen Gesellschaft meistens ausgegrenzt.
- 11 Bildende Künstlerin, lebt in Berlin.
- 12 KUNSTASYL ist eine Initiative von Künstler_innen, Kreativen

- und Asylsuchenden (<http://kunstasyl.net/de/> - Zugriff am 31.05.2016).
- 13 [https://de.wikipedia.org/wiki/Verordnung_\(EG\)_Nr._343/2003_\(Dublin_II\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Verordnung_(EG)_Nr._343/2003_(Dublin_II)) (Zugriff am 31.05.2016)
- 14 Selma ist eine 21-jährige Frau, die mit ihren Eltern und beiden Brüdern in unsicheren Lebensumständen Asyl sucht. Sie haben ein Jahr lang in Berlin gelebt, doch dann kam ein Schreiben des BAMF, dass sie nach Albanien abgeschoben werden sollen. Ihr Asylfall ist seit Mai 2016 geschlossen.
- 15 Aymen Montasser, Pianist und Architekt aus Tunesien.
- 16 Aussagen des Europäischen Unterstützungsbüros für Asylfragen zufolge haben die EU-Mitgliedsstaaten und assoziierten Länder eine ganze Reihe von Maßnahmen zur Reduzierung von Schub- und Sogfaktoren ergriffen. Im Hinblick auf die Sogfaktoren haben diese Staaten und Länder im Rahmen der Möglichkeiten ihrer Landesgesetze zum Umgang mit der beträchtlichen Zahl an internationalen Schutzersuchen aus den westlichen Balkanstaaten unter anderem die Verfahren beschleunigt, Fällen aus den westlichen Balkanstaaten Priorität eingeräumt oder das normale Asylverfahren (vom Antrag über die endgültige Entscheidung bis zur Rückkehr) verkürzt, ihre Verfahren und Ressourcen umstrukturiert, um Bedarfsspitzen zu meistern, die Geldzuwendungen während der Verfahren verringert und Programme zur freiwilligen und erzwungenen Rückführung verstärkt (<https://www.easo.europa.eu/sites/default/files/public/BZ0213708ENC.pdf> - S. 73, Nr. 5: Conclusion - Zugriff am 06.06.2016).
- 17 Gilgamesch-Epos / 4. Tafel, <https://www.lyrik.ch/lyrik/spur1/gilgame/gilgam4.htm> (Zugriff am 06.08.2016)



Dagmar Neuland-Kitzerow

„Ganz fremd fühlte ich
mich nie.“ Stationen
einer Flucht aus Ungarn
im Herbst 1956

Zum Zeitgeschehen

„Mehr Flüchtlinge aus Ungarn“ so lautete eine Schlagzeile der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) Ende Oktober 1956, die damit die seit einer Woche anhaltende Flucht vor allem junger Menschen nach Österreich aufgriff. Der Untertitel kommentierte: „Österreich gewährt jedem Hilfesuchenden Asyl“ (FAZ, 31.10.1956, 4).

In den letzten Oktobertagen des Jahres 1956 thematisierte die europäische Tagespresse auf zahlreichen Seiten die politischen Ereignisse in Ungarn. Überschriften wie: „Russen schlagen den ungarischen Aufstand nieder“ und „Ungarische Tragödie“ (FAZ, 25.10.1956, 1) sowie „Die Armee Ungarns beteiligt sich an der Revolution“ (FAZ, 27.10.1956, 1) verwiesen zum einen darauf, politische Erklärungen und Kommentare zu den in Ungarn stattfindenden Protesten und Demonstrationen der ungarischen Bevölkerung abzubilden. Zum anderen spiegelten die Schlagzeilen, die parallel dazu im Vordergrund standen, wider, dass die politischen Ereignisse in Ungarn nur ein Teil des brisanten politischen Weltgeschehens darstellten.

Gemessen an der politischen Nachkriegsordnung und den daraus resultierenden Machtverhältnissen in Europa und im Nahen Osten schwelten noch diverse Krisenherde. Das politische Weltinteresse war in diesen Tagen auf die Suezkrise gelenkt. Großbritannien und Frankreich hatten in geheimer Absprache zusammen mit Israel eine Besetzung des Suezkanals vorbereitet. Selbst vor den USA als ihrem politischen Partner war dies geheim gehalten worden. Diese Konstellation hatte zur Folge, dass die USA und die Sowjetunion, obwohl nicht in Freundschaft verbunden, auf Basis der Regelungen durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen gemeinsam diplomatische Wege zur Beilegung des Konfliktes um die Suez-Region suchten und keinesfalls weitere Konfrontationen befeuern wollten. „Amerika will helfen, ohne einzugreifen“, so kommentierten die Tageszeitungen und verwiesen darauf, dass Hilfestellung durch das Rote Kreuz sowie Lebensmittel gewährt werden, und ein dritter Weltkrieg vermieden werden müsse, obwohl die „Sympathien Washingtons eindeutig auf Seite der ... ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen stehen“ (FAZ, 29.10.1956). Dieses Vorgehen zeigte, wie fragil die politischen Allianzen auch unter den westlichen Bündnispartnern zeitweise waren. Zumindest seitens der USA und der Sowjetunion bestand zu diesem Zeitpunkt kein unmittelbares politisches Interesse daran, die politische Nachkriegsordnung in Mitteleuropa mit militärischen Mitteln infrage zu stellen.

Dies hatte zur Folge, dass jene an die westlichen Länder gerichteten Appelle der ungarischen Reformier um politische Unterstützung zwar registriert wurden, aber man hatte kein Interesse daran, einzugreifen und damit eine militärisch gefährvolle Auseinandersetzung mit der Sowjetunion zu provozieren. Es wurden diplomatische Protestnoten ausgetauscht, und zahlreiche Beobachter schilberten der Weltpresse ihre Eindrücke, doch eine militärische Unterstützung seitens der westlichen Staaten erfolgte nicht. Diese politische Grundkonstellation

beeinflusste die Ereignisse in Ungarn und ihre Folgen in den darauffolgenden Jahren letztlich sehr.

Bestandteil dieser öffentlichen Wahrnehmung waren dabei auch Hinweise auf die damit zusammenhängende Fluchtbewegung Tausender, vor allem junger Ungarn ins westliche Ausland. Österreich war zunächst einer der Hauptzufluchtsorte für die Flüchtenden. Denn über die gemeinsame grüne Grenze im Westen Ungarns, die letzten Endes auch eine Linie zwischen dem westlichen und östlichen Europa dieser Jahre markierte, war die Flucht zu diesem Zeitpunkt noch möglich. Was war in Ungarn passiert und wurde zum Auslöser einer großen Flüchtlingsbewegung Richtung Westen? Zahlreiche Publikationen von Historikern, Schriftstellern und zeitgenössischen Fotografen setzten sich mit den Ereignissen in Ungarn und ihren Folgen auseinander (vgl. Lendvai 1999; Konrád 2006).

Die Darstellung eines individuellen Schicksals, basierend auf einem Interview¹ mit einem Berliner ungarischer Herkunft (I.N.), der sein Heimatland infolge der politischen Bedingungen und zu erwartender Repressalien verließ, fügt sich hier ein.

„Also, die 1956er Geschichte begann schon eher; es fing alles im März 1956 in Szeged im Süden Ungarns an“, so erklärt Herr N. Er hat sich im Zusammenhang mit seiner eigenen Flucht aus Ungarn im Herbst 1956, mit den politischen Bedingungen und Ereignissen auseinandergesetzt. Er schildert, dass, in Erinnerung und Anknüpfung an den Freiheitskampf der Ungarn 1848/49, Szegediner Studenten 1956 den „Arbeitskreis 15. März“ gründeten. Während der Revolutionsjahre waren die Ungarn zwar von den Österreichern und ihren Verbündeten, den Russen, besiegt worden, aber das Ideal der nationalen Unabhängigkeit prägte die Ideen der ungarischen Eliten bis ins 20. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte der 1950er-Jahre begann die Idee der politischen Unabhängigkeit neu zu keimen. Die politische Nachkriegsordnung nach dem Zweiten Weltkrieg führte in Europa zu einer klaren Einteilung in Ost- und Westallianzen. Ungarn war zu diesem Zeitpunkt Teil des sozialistischen Lagers, welches von den Sowjets determiniert wurde. Das hieß einesteils, dass sowjetische Truppen in Ungarn stationiert waren und die politisch-ideologische Stimmung noch sehr von den stalinistischen Auffassungen geprägt war. Die freie Meinungsäußerung war nicht erwünscht, vielmehr sollten alle Anstrengungen wirtschaftlicher, militärischer und kulturell-ideologischer Art dem Zusammenhalt der politisch verbundenen sozialistischen Länder untergeordnet werden. Ungarn war deshalb auch Mitglied des Warschauer Vertrages, jener militärisch determinierten Vereinigung der sozialistischen Länder, die formal das Gegenstück zur NATO bildete. Die Reformideen für ein politisch unabhängiges Ungarn jedoch, wie sie nun in Szeged eine erste Organisationsform fanden, fielen in der breiten ungarischen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Viele ungarische Bürger waren an einem unabhängigen, neutralen Status des Landes interessiert und erhofften sich auf dieser Basis politische wie persönliche Freiheiten sowie mehr Mitspracherechte.

Erste Signale für einen politischen Aufbruch hatte es im Frühjahr 1956 gegeben: als zum Beispiel führende ungarische Politiker, die noch 1948 in Schauprozessen verurteilt worden waren, nun rehabilitiert wurden (Steiniger 2006). „... das war ein großer Aufmarsch in der Stadt Anfang Oktober 1956, als bedeutende Politiker infolge der Rehabilitierung neu bestattet wurden.“² Kurzzeitig konnten auch freie Zeitungen erscheinen wie die Montagszeitung(en) im Oktober 1956. Insbesondere die jungen Menschen, vielfach Studenten, waren diesen neuen und demokratischen Ideen sehr aufgeschlossen und bereit, sich dafür einzusetzen. Im Laufe des Herbstes 1956 entstanden an mehreren Universitäten Diskussionsforen, aus denen später der Studentenprotest hervorging.

Aus der Erinnerung berichtet Herr N.: „... dann kamen diese Studenten aus Szeged auch nach Budapest, in die Technische Universität, wo ich damals studierte. ... Und am Abend gab es eine große Studentenversammlung in der Aula. Die Gäste erzählten, was sie in Budapest machen wollten. ... auch ein Studentenmarsch zum Denkmal des General Bem, einer Symbolperson des ungarischen Freiheitsbestrebens im Jahr 1848 wurde geplant. ... Stimmen aus der kommunistischen Partei, so von der Parteisekretärin der Uni, wurden des Raumes verwiesen. ... es war uns auch versprochen worden, dass Kadetten aus der Militärakademie hinzukommen werden“.

„Während des Marsches waren im Zug unter den Studenten schon die ersten Fahnen zu sehen, wo das Emblem der Kommunistischen Partei aus der Flagge herausgeschnitten worden war. Der Zug ging über die Margaretenbrücke bis zum Parlament ... und dort standen wir bis zum Abend. ... Währenddessen ... war ein Teil des Demonstrationzuges, um die Forderungen wirksamer bekannt zu machen, zum Haus des Rundfunks gegangen ... später, so die Nachrichten, waren schon Menschen vor dem Gebäude des Rundfunks erschossen worden. ... gegen 21.30 Uhr bin ich von der Demonstration weggegangen, zurück in mein Studentenwohnheim ... und gleich in der Nacht kamen Soldaten und durchsuchten alles bei uns, auch die Betten, ob wir Waffen versteckt hatten ... das war die Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1956“ (vgl. auch Konrád 2006, 112).

► Abb. 1

Herr N. schildert diese große Demonstration, wie sie noch heute in den Geschichtsbüchern beschrieben ist, aus eigenem Erleben. Er war als einer von vielen angetreten, um Forderungen nach mehr Demokratie und Meinungsfreiheit zu unterstützen. Schnell erfuhr er jedoch die Ambivalenz der Positionen der politischen Eliten. Die Proteste der vor allem jungen Demonstranten fanden vielfältige Ausdrucksformen. Vor allem emblematische Zeichen der Kommunistischen Partei und der sowjetischen Präsenz in Ungarn wurden zerstört, abmontiert, überstrichen usw.

„Am übernächsten Tag hatte ich vor, zur anderen Seite der Stadt zu gehen, ... und ich war so leichtsinnig, den Weg vor dem Parlament zu nehmen. Da fielen gerade Schüsse vom Dach der Gebäude ... auf die Demonstranten, wir versuchten, uns in Gebäudeeingängen zu verstecken ... anschließend kamen Lastwagen



Abb. 1 In Magyaróvár demontieren Aufständische das Straßenschild „Leninstraße“, Oktober 1956,
| bpk/Benno Wundshammer

und haben viele Tote ... abtransportiert ... ich habe mich umgedreht und wollte wieder ins Studentenwohnheim zurück und nur 100 Meter weiter wurde ich verhaftet. ... dann wurde ich in einen Keller gebracht – das war die Staatssicherheit – ... und wartete, was nun passieren würde.“

Herr N. wurde verhört. Er resümiert heute, dass er nur durch einen Glücksfall schnell freigelassen wurde. Zufällig hatte der Offizier in der Brieftasche von Herrn N. entdeckt, dass sie beide an Italienisch-Kursen in der Italienischen Botschaft teilnahmen. Dieses gemeinsame Interesse schien bei ihm eine gewisse Sympathie für den jungen Studenten N. erzeugt zu haben. „... Dann bin ich zurück ins Studentenwohnheim“. Am darauffolgenden Samstag, dem 27. Oktober 1956, beschlossen Herr N. und einige Mitstudenten, die auch aus Westungarn stammten, die Stadt zu verlassen „und nach Hause zu gehen“, um weiteren Gefährdungen aus dem Weg zu gehen.

Fluchtwege – Fluchterfahrungen

„Es gab aber keine Züge. Dann sind wir also zu Fuß neben den Schienen losgezogen ... von Eisenbahnern wurde uns gesagt, ‚dort und dort müsst Ihr aufpassen, denn in diesen Dörfern sind schon die Russen.‘“ In Ungarn waren zu diesem Zeitpunkt bis zu etwa 200.000 sowjetische Soldaten stationiert. Ihre militärische Präsenz basierte auf dem Bündnisverständnis der Sowjetunion wie des gesamten Ostblocks. Insofern „war es wichtig, vorsichtig zu sein. ... Die Dorfbewohner halfen uns; sie haben uns gesagt, wo wir gehen konnten. Wir sind bis Bicske, circa 40 Kilometer vor Budapest, gelaufen. Dort stellten wir uns vor die Kirche; es war abends gegen 19 Uhr und da war Messe. ... später haben die Dorfbewohner jeweils einen (von uns) mitgenommen nach Hause und uns Essen und Herberge gegeben“. Für Herrn N. und seine Freunde waren das erste Erfahrungen einer spontanen Solidarität und Hilfe seitens der Bevölkerung.

In den darauffolgenden Tagen gelang es den Studenten, ihren Weg westwärts per Eisenbahn und Autostopp fortzusetzen. Sie übernachteten auf Bahnhöfen und bei Bekannten. „Nach den Erfahrungen in Budapest war für mich klar, ich muss raus. Ich wollte nach Frankreich, da ich gut Französisch sprach. Am 17. November bin ich nach Győr gegangen, da gab es schon wieder normale Eisenbahnverbindungen ... (aber) da war schon klar, dass das nichts mehr wird.“

In Budapest war bald nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen am 4. November 1956 eine pro-sowjetische Regierung gebildet worden. Das hatte zur Folge, dass die meisten Anhänger von Reformen für nationale Unabhängigkeit und Neutralität eingesperrt, interniert oder verurteilt und sogar hingerichtet wurden. Infolge dessen verließen circa 200.000 Ungarn das Land; nur ungefähr 80.000 Bewohner kehrten bald zurück. Für die meisten wurde das zeitweilige Asyl zum endgültigen Lebensort.

Herr N. setzte jedenfalls seinen Weg Richtung Westen fort. „... wir sind bis Nagycenk gefahren, dort sind wir ausgestiegen und wurden immer mehr ... wir mar-

schierten Richtung Österreich, 3 Kilometer Fußmarsch bis zur österreichischen grünen Grenze ... wir sind dann mit einem Grenzbeamten weiter bis zum Dorf Deutschkreutz, wo wir Tee und Butterbrote bekamen. Im Schulgebäude wurden die Leute gesammelt, und am Vormittag kamen Busse und brachten uns nach Oberpullendorf; dort waren wir nur eine Nacht, dann ging es mit Autobussen nach Eisenstadt.“ Wie die Presse anzeigte, hatten „die ... Österreicher inzwischen Vorsorge für die Aufnahme einer größeren Anzahl von Flüchtlingen getroffen“. Es wurde kommentiert: „Die Jägerkaserne in der burgenländischen Hauptstadt Eisenstadt ist bereit, bis zu eintausend Menschen aufzunehmen ...“ (FAZ, 25.10.2016).

Herr N. erfährt diese Unterstützung, wie sie die Presse reflektiert, ganz unmittelbar. „In Eisenstadt war ich einige Tage. Da kam plötzlich die Durchsage, dass Studenten, die weiter studieren ... und nach Wien wollen, sich draußen vor der Kaserne sammeln sollten.“ Jene Kaserne, die hier erwähnt wird, war von sowjetischen Soldaten bis zum Abzug aus Österreich im Jahr 1955 genutzt worden. „... ich bin auch raus, mehrere Autobusse standen da, und ich bin in einen eingestiegen, aber ... in den falschen ... denn der fuhr nicht nach Wien, sondern nach Süden Richtung Kärnten ... über Klagenfurt, Villach, Spittal. ... irgendwann landeten wir mitten in der Nacht in Steinfeld im Drautal, da waren wir mehrere



Abb. 2 „Wien: Zentrum der Opferbereitschaft für Ungarn“ | FAZ, 30.10.1956

Wochen bis zum 22. Dezember 1956. Etwa die Hälfte waren Mädchen.“ Dort erhielten die Geflohenen Unterkunft und Essen; wie es weitergehen würde, blieb noch ungewiss. ▶ Abb. 2

„Jeden Tag kamen gute Seelen und brachten irgendetwas an Spenden, alles, was sie nicht unbedingt brauchten.“ Erst dann gab es eine Weiterfahrt. Jene, die nach Frankreich wollten, „wurden mit dem Autobus nach Wien gebracht. Nach einer Übernachtung in einer Jugendherberge konnten wir weiter ... (und sind) mit einem Zug nach Strasbourg gebracht worden“. Der Weg dorthin führte über Süddeutschland: „... das war so, dass der Zug nirgendwo auf der Strecke gehalten hat, die Türen waren verschlossen ... schon in Wien war die französische Geheimpolizei mit eingestiegen, und dann wurden alle Leute einzeln abgefragt. Und derjenige, der kein Französisch konnte, da half ein Dolmetscher“. Dieses Verfahren, so bestätigt auch das Interview die historischen Beschreibungen aus der Presse³, zeigt, wie sich die westlichen Staaten im Umgang mit den Ereignissen in Ungarn engagierten. Sie griffen nicht direkt politisch oder gar militärisch ein, aber sie halfen den vielen Geflohenen. ▶ Abb. 3

Die Erinnerungen von Herrn N. zeigen, wie solidarisch sich die Österreicher mit den Durchreisenden verhielten. „Man verlangte von uns keine Papiere; dass ich studiert und zuvor Abitur gemacht hatte, glaubte man einem aufs Wort, ohne Papiere.“, so erinnert er sich und ergänzt: „... man hätte sie auch nicht vorlegen können.“ Angekommen in Straßburg wurden sie zum Campus der Universität gebracht und „wir schliefen dort, ich glaube, zwei Nächte, vom Ort haben wir nichts gesehen.“ Die nächste Station war Combloux, ganz in der Nähe von Mégève. „Man wartete am Bahnhof auf uns. Das Chalet, eine Art Hotel, lag nur drei Kilometer entfernt und dort waren wir bis etwa 25. Januar 1957. Und von dort wurden wir verteilt mit der Ausgangsfrage: ‚Was willst Du studieren?‘. Dann kannst du da und dorthin.“ Herr N., der schon in Budapest an der Technischen Universität studiert hatte, sagte dann, dass eine technische Universität das Richtige sei. „Und so kam ich nach Grenoble und habe zunächst eine provisorische *Carte d'Identité* erhalten, als Flüchtlingsausweis, ... später einen normalen Personalausweis. Die Personalpapiere bekam man, ohne eine Geburtsurkunde vorzulegen.“⁴ Diese liberale Vorgehensweise ohne strenge Überprüfungen schufen gute Voraussetzungen für die jungen Menschen. Allein die Akzeptanz des „Flüchtlingsstatus“ und das konsequente Angebot zur Fortsetzung einer Ausbildung, was umfangreiche finanzielle Leistungen einschloss, erleichterte den Zuflucht Suchenden die persönliche Perspektive.

Herr N. konnte sein Studium fortsetzen und seine sprachlichen Fertigkeiten, nicht nur im Französischen, komplettieren. Diese konkrete Unterstützung sicherte sein persönliches und berufliches Fortkommen. Gefragt, wie er denn mit den sprachlichen Herausforderungen zurechtgekommen sei, sagte er, dass er schon während der Schulzeit gut Französisch sprach, was sich unter den Fluchtbedingungen von großem Vorteil erwies. Sein weiterer Lebensweg führte ihn auch in die Niederlande und nach Deutschland. Seine Lebenserfahrung, geprägt durch

die Flucht in jungen Jahren, aber auch das sich Behaupten auf fremdem Terrain, hat ihn zu einem selbstbewussten und kritisch denkenden Mann werden lassen. Die umfangreichen Sprachkenntnisse in Französisch, Niederländisch, Deutsch und natürlich Ungarisch ermöglichten ihm eine umfangreiche Kenntnis der Literatur dieser Länder. Mit großem Interesse beobachtet er bis heute die politischen Konstellationen und Entwicklungen in Europa und darüber hinaus. Damals verließen unzählige Ungarn ihr Land in Richtung Westeuropa und nach Jugoslawien. Etliche von ihnen kehrten relativ kurzfristig nach Ungarn zurück. Die Mehrzahl jedoch hat sich in anderen Ländern eingerichtet und integriert. Herr N. heiratete 1962 in Deutschland; 1966 erhielt er die deutsche Staatsangehörigkeit.

Mehr Flüchtlinge aus Ungarn

Oesterreich gewährt jedem Hilfsuchenden Asyl

Eigener Bericht unseres Korrespondenten

Ko. Wien, 30. Oktober. Seit Beginn dieser Woche ist die Zahl der aus Ungarn nach Oesterreich kommenden Flüchtlinge stark angewachsen. Allerdings kann man noch nicht von einem Flüchtlingsstrom sprechen. Die Leute stammen aus allen Teilen Ungarns, auch aus Budapest. In den letzten 36 Stunden wurden in der burgenländischen Hauptstadt Eisenstadt 115 ungarische Flüchtlinge von den österreichischen Behörden registriert und nach Ausstellung provisorischer Papiere ins Landesinnere, zumeist nach Oberösterreich, in Lager weiterverwiesen. Die österreichischen Behörden halten sich streng an den Grundsatz, jedem Hilfsuchenden Asyl zu gewähren; ganz gleich, aus welchen Gründen er kommt. So werden im Augenblick auch Leute aufgenommen, bei denen man vermutet, daß sie Mitglieder der geheimen Staatspolizei in Ungarn waren und jetzt aus Angst vor der Rache der Freiheitskämpfer geflohen sind. Jeder Flüchtling wird jedoch im Lager einem genauen Ueberprüfungsverfahren unterzogen, und sollte es sich hierbei herausstellen, daß er kriminelle Verbrechen begangen hat, so werden ihn die Oesterreicher an die ungarische Grenze zurückschicken. Viele wollen nur so lange in Oesterreich bleiben, bis sich die Verhältnisse in Ungarn normalisiert haben. Er ist bezeichnend für die äußerst gespannte Stimmung und unübersichtliche Entwicklung, die in Ungarn und besonders in Budapest herrschen, daß diese Menschen meist erst am Sonntag und Montag, nachdem die erste Welle der Kämpfe bereits verebbt war, geflüchtet sind, weil, wie sie erzählen, die ungarische Bevölkerung die Ueberzeugung habe, daß der blutige Bürgerkrieg noch längst nicht zu Ende sei.

In einem Gespräch an der Grenze bei Oedenburg (Sopron) im südlichen Burgenland mit einigen Studenten der dortigen Technischen Hochschule, die in diesem Gebiet zusammen mit einer Gruppe von Jungarbeitern die Macht in der Hand halten, äußerten sich die jungen Ungarn sehr besorgt über die mögliche zukünftige Entwicklung. Gerade Sopron

ist eines der Beispiele dafür, wie sehr es den Freiheitskämpfern an geschulten Leuten mangelt, weil die antikommunistisch eingestellte Intelligenz entweder ausgerottet wurde oder aber so eingeschüchert ist, daß sie es nicht wagt, sich bei der derzeit ungelärten Situation schon zu exponieren. So führt ein 21 Jahre alter Student heute das ganze Komitat Sopron. Drei Hochschulprofessoren sitzen an der Grenze und übernehmen die aus Oesterreich eintreffenden Hilfslieferungen zum weiteren Transport ins Landesinnere und zur Verteilung in Sopron selbst.

Von der freien Welt verlassen?

Die Studenten erkennen zwar die große karitative Hilfsaktion Oesterreichs und der europäischen Staaten für Ungarn dankbar an, sind aber bitter enttäuscht, daß der Westeuropa ihnen nicht auch in anderer Form, vor allem durch die Lieferung von Waffen, unter die Arme greift. Durch die jahrelange Abgeschlossenheit vom westlichen Ausland machen sie sich völlig illusionistische Vorstellungen über die Hilfsmöglichkeiten des Westens. Vor allem haben sie auf die Vereinten Nationen vertraut und geglaubt, daß ihr Generalsekretär ebenso wie bei Konflikten im Nahen Osten nun auch in Ungarn sofort eine Vermittlerrolle übernehmen würde. Weil dies nicht geschehen ist, fühlen sie sich von der freien Welt verlassen.

Tanger-Erklärung unterzeichnet

Madrid, 30. Oktober (dpa). In Tanger ist am Montagabend die Schlußerklärung und außerdem ein Protokoll der internationalen Konferenz unterzeichnet worden, die zwei Wochen lang den zukünftigen Status der Stadt beraten hat. In der Erklärung werden sämtliche bisher bestehenden Verträge oder Abkommen über Tanger als ungültig bezeichnet. Der Sultan allein als Repräsentant der marokkanischen Souveränität besitzt fortan das Recht, der Stadt Sonderrechte wirtschaftlicher und finanzieller Art zu geben. Darüber soll in den nächsten Tagen weiter verhandelt werden.

Abb.3 „Mehr Flüchtlinge aus Ungarn“ | FAZ, 03.10.1956

Erst im Jahr 1967 reiste er wieder nach Ungarn zum Besuch der Familie, mit der er zwischenzeitlich in brieflichem Kontakt stand. Bis heute lebt er in Berlin.

- | | | |
|--|---|--|
| <p>1 Die Verfasserin führte das Interview mit Herrn I.N. am 03.02.2016 in Berlin.</p> <p>2 Zitat aus dem Interview.</p> <p>3 Unter der Überschrift „Mehr Flüchtlinge aus Ungarn“ wurde dargestellt, wie man den jun-</p> | <p>gen Menschen nach ihrer Flucht aus Ungarn half. Mit der Registrierung erhielten sie provisorische Papiere und wurden in andere Regionen Österreichs weitergeleitet. „Die österreichischen Behör-</p> | <p>den halten sich streng an den Grundsatz, jedem Hilfesuchenden Asyl zu gewähren“ (FAZ, 31.10.1956, 3).</p> <p>4 Zitat aus dem Interview.</p> |
|--|---|--|

Quellen

Museum Europäischer Kulturen, Archiv:
Dagmar Neuland-Kitzerow: Transkript des Interviews mit I.N. vom 3. Februar 2016.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, Oktober 1956.

Literatur

Dalos, György (1998): *Mythen der Nationen*. Frankfurt/M.

Konrád, György (2006): *Spaziergänge in Budapest, 1956*. In: Erich Lessing et al.: *Budapest 1956. Photographien Erich Lessing*. Wien, 112–129.

Lendvai, Paul (1999): *Die Ungarn. Ein Jahrtausend Sieger in Niederlagen*. München.

Steininger, Rolf (2006): *Der kalte Krieg*. München.



Elisabeth Fendl

Wegmüssen – Die
bewegte Geschichte
einer Familie aus
dem böhmischen
Erzgebirge

Drei Teile eines Kaffeeservices mit der Aufschrift „Kaffee Schütz“, ein Türschild aus Email, ein Aquarell des Elternhauses in Bergstadt Platten / Horní Blatná – das sind die zentralen Objekte, die der Sohn des aus dem böhmischen Erzgebirge stammenden Josef Schütz dem Sudetendeutschen Museum in München im Juni 2014 neben zahlreichen lebensgeschichtlichen Dokumenten und Fotografien übergeben hat. Die Andenkenstücke wurden 1946 im Fluchtgepäck mit nach Bayern gebracht. Sie besaßen für die Familie deshalb in der Folgezeit einen hohen ideellen Wert und symbolisieren bis heute das unfreiwillige Wegmüssen, das auch in dieser Familie nicht nur das Leben der „Erinnerungsgeneration“ prägte.

► Abb. 1

Die Deutschen in den Böhmisches Ländern

Nach der Volkszählung von 1910 lebten in den Böhmisches Ländern mehr als drei Millionen Deutsche, deren Vorfahren teilweise schon seit dem 12. und 13. Jahrhundert vor allem in den Randgebieten Böhmens und Mährens gesiedelt hatten. Während noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Einheit deutscher und tschechischer Kulturelemente für die Böhmisches Länder charakteristisch war, wuchs in der Folgezeit nationales Eigenbewusstsein auf beiden Seiten. Das späte 19. Jahrhundert war gekennzeichnet von eskalierenden Nationalitätenstreitigkeiten.

Nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie verkündete Tomáš Garrigue Masaryk am 18. Oktober 1918 in Philadelphia (USA) die Gründung des tschechoslowakischen Staates. Viele Deutsche konnten sich mit dem neuen Staat nicht identifizieren. Am 4. März 1919 fanden an verschiedenen Orten Böh-



Abb. 1 Im Fluchtgepäck gerettetes Porzellan aus dem Kaffee Schütz in Bergstadt Platten, 1930er-Jahre
| Sudetendeutsche Stiftung – Sudetendeutsches Museum, München¹

mens und Mährens Demonstrationen der Deutschen für das Selbstbestimmungsrecht und gegen das Verbot der Teilnahme an den Wahlen zur Nationalversammlung Deutsch-Österreichs statt. Diese wurden vom tschechoslowakischen Militär niedergeschlagen.

Mitte der 1920er-Jahre setzte der deutsche Aktivismus mit Beteiligung der Deutschen Christlich-Sozialen Partei sowie der Sozialdemokratischen Partei und des Bundes der Landwirte ein. Weil er die Wahrung der deutschen Interessen im Parlament versprach, wurde er von der Mehrheit der „Sudetendeutschen“ getragen.

Nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler im Januar 1933 wurde die nationalsozialistische Propaganda auch in den Böhmisches Ländern massiver. Die Weltwirtschaftskrise wirkte sich besonders auf die Grenzgebiete aus. Radikale Parteien wie die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNSAP) gewannen an Einfluss. Konrad Henlein, seit 1931 Führer des deutschen Turnverbandes in der Tschechoslowakei, rief in Eger die Sudetendeutsche Heimatfront (SHF) ins Leben. Zunächst sicherte er dem tschechoslowakischen Staat seine Loyalität zu. Die SHF wurde in Sudetendeutsche Partei (SdP) umbenannt und zu den Wahlen am 19.05.1935 zugelassen. Ihr aufwändig geführter, vom Reich aus mitfinanzierter Wahlkampf zeigte Wirkung. Aus den Wahlen ging die SdP als stimmenstärkste Partei hervor.

Angesichts der vom „Dritten Reich“ ausgehenden Bedrohungen floh ab den späten 1930er-Jahren ein Großteil der jüdischen Bevölkerung. Auch viele Tschechen und sudetendeutsche Antifaschisten verließen das Land. Durch immer höhere nationale Forderungen und angeheizt durch die nationalsozialistische Propagandamaschinerie Goebbels stiegen die Spannungen bis zum September 1938 an. Die Westmächte übten zunehmend Druck auf die Tschechoslowakei aus, einer Abtretung der „sudetendeutschen“ Gebiete zuzustimmen. Am 29. September 1938 unterzeichneten Deutschland, Italien (Mussolini), Frankreich (Daladier) und Großbritannien (Chamberlain) das Münchner Abkommen. In diesem Vertrag erklärten sich die Alliierten mit der Forderung Adolf Hitlers einverstanden, das deutschsprachige „Sudetenland“ an das benachbarte Deutsche Reich abzutreten. Die im Oktober 1938 einmarschierende Wehrmacht wurde von den Deutschen begeistert empfangen. Es kam zu Übergriffen auf ortsansässige Juden, auf Tschechen und aktive Gegner des Nationalsozialismus. Jüdisches Eigentum wurde „arisiert“, wichtige tschechische Banken und Großunternehmen wurden in deutsche Hand überführt.

Im März 1939 marschierte die Wehrmacht in Prag ein. Adolf Hitler erzwang unter Bruch seiner im Münchner Abkommen gegebenen Zusicherungen die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren. Diesem wurde eine autonome Selbstverwaltung mit einem Präsidenten und eine eigene Regierung unter strikter Oberaufsicht des Reichsprotectors zugestanden. Karl Herrmann Frank wurde Staatsminister im Protektorat. 1940 verfasste er eine Denkschrift, die dessen Germanisierung zum Thema hatte.

Auf der vom 17. Juli bis zum 2. August 1945 stattfindenden Potsdamer Konferenz der Staatschefs der drei alliierten Siegermächte Sowjetunion, USA und Großbritannien im Schloss Cecilienhof verhandelte man über die Neuordnung Europas und das künftige Schicksal Deutschlands. Josef Stalin, Harry S. Truman und Winston Churchill beschlossen dort die Denazifizierung, Demokratisierung, Demilitarisierung und Dezentralisierung Deutschlands. Um das Problem der deutschen Bevölkerungsminderheiten in Ostmitteleuropa zu lösen, wurde vereinbart, die deutsche Bevölkerung aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn „in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ zu „überführen“².

Schon nach Kriegsende waren die Deutschen vielfältigen Repressalien ausgesetzt. Viele wurden in Lager und / oder zur Zwangsarbeit verbracht. An verschiedenen Orten erfolgten Vergeltungsakte gegen Deutsche, angefangen mit dem Prager Aufstand vom Mai 1945. Von der ‚wilden Vertreibung‘ waren etwa 600.000 Deutsche aus dem Gebiet der ehemaligen Tschechoslowakei betroffen. Nicht selten kam es dabei zu massiven Übergriffen, wie etwa beim Brünner Todesmarsch, der am 30. Mai 1945 begann. Per Dekret vom 19. Mai 1945 wurden Deutsche und Ungarn enteignet.

Per Verfassungsdekret des Staatspräsidenten (*Beneš-Dekrete*) hat man in der Tschechoslowakei „Personen deutscher und magyarischer Nationalität“ die Staatsbürgerschaft entzogen und deren Aussiedlung vorbereitet. Die in Eisenbahnwaggons in den Jahren 1946 und 1947 stattfindende Aussiedlung stand jeweils unter Aufsicht der Besatzungsmacht, in deren Gebiet der Transport ging. Die als Antifaschisten anerkannten Deutschen wurden unter besonderen Bedingungen ausgesiedelt, sie durften zum Beispiel mehr Gepäck mit sich führen. Deutsche Fachkräfte wurden zunächst zurückbehalten. 1947 lebten noch etwa 200.000 Deutsche in der Tschechoslowakei (vgl. dazu: Seibt 1995; Prinz 2002; Brandes 2005; Beer 2012).

Heimat: Bergstadt Platten / Horní Blatná

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzte mit der Entdeckung reicher Erzvorkommen eine große Siedlungsbewegung vor allem aus Sachsen in das westliche Erzgebirge ein. Eine ganze Reihe von Bergstädten wurde gegründet. Auf böhmischer Seite Joachimsthal (1517), Abertham (1525) und Bärnigen (1532), auf sächsischer Seite Schneeberg (1470), Annaberg (1492), Marienberg (1521) und Platten (1532).³ Infolge des Schmalkaldischen Krieges kam Platten 1556 an die Böhmisches Krone und wurde bergbaulich St. Joachimsthal zugeordnet. Bereits Ende des 16. Jahrhunderts jedoch ließ die Ausbeute an Zinn, Silber und Kobalt nach. Auch als Folge des Dreißigjährigen Krieges stand es um den Bergbau schlecht, im 19. Jahrhundert kam er zum fast vollständigen Erliegen. Der am Fuß des 1.040 Meter hohen Plattenberges gelegene Ort Platten verarmte. Der Anschluss an die Eisenbahnlinie Karlsbad–Johanngeorgenstadt brachte einen kleinen Aufschwung. Eine weitere Verbesserung der wirtschaftlichen Verhält-

nisse wurde durch den Aufbau einer Metallwaren-Kleinindustrie und der Professionalisierung der Heimarbeit (Klöppelspitzen und der Handschuhe) erreicht. In den 1930er-Jahren erlebten der Ort und die Region jedoch eine neue Krise. Mit Jahresende 1931 hatte die Gemeinde bereits 306 Arbeitslose.⁴ Auch der Versuch, Fremdenverkehr in größerem Maße an den Ort zu bringen, scheiterte.

Nach der Volkszählung vom April 1911 besaß Platten 2748 Einwohner_innen, darunter 2 Prozent Tschechen. Von den 1.288 männlichen und 1.460 weiblichen Plattenern gehörten 2.680 der römisch-katholischen Konfession an und 68 der protestantischen.⁵ Im Jahr seines 400. Geburtstages, 1932, zählte der Ort, der seit 1918 Bergstadt Platten hieß, 2.341 Einwohner, 2.311 deutsche und 29 tschechische (1,2 Prozent), davon 2.242 römisch-katholische, 83 evangelische und 16 religionslose.

Bei den Wahlen für das Abgeordnetenhaus am 27. Oktober 1929 stimmten weit mehr als ein Drittel der 1.308 Wähler_innen (548) für die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei, 280 für die Christlichsoziale und Gewerbetypenpartei, 148 für den Bund der Landwirte (BdL) und 116 für die Nationalpartei. Die Nationalsozialisten konnten nur 49 Stimmen für sich gewinnen. Ähnlich verhielt sich die Verteilung bei der Senatswahl, die an demselben Tag durchgeführt wurde.⁶ Nur sechs Jahre später hatten sich die politischen Verhältnisse dramatisch geändert, wozu unter anderem die oben beschriebene wirtschaftliche Situation beigetragen hat. Bei der Wahl am 19. Mai 1935 wurden 1.486 Wähler_innen registriert. Stärkste Partei war jetzt die Sudetendeutsche Partei unter Konrad Henlein mit 739, also der Hälfte der Stimmen, die Sozialdemokraten folgten mit 424 und die Christlichsozialen mit 97 Stimmen.⁷

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden aus Bergstadt Platten etwa 85 Prozent der deutschen Bevölkerung vertrieben. Heute leben circa 400 Einwohner_innen in Horní Blatná. Mehr als 100 Gebäude der ursprünglichen Renaissance-Stadt wurden abgerissen. Bis heute wartet der Ort auf einen neuen Aufschwung.

Zum Beispiel Familie Schütz

Im September 1931 kaufte Franz Schütz (*1883) mit seiner Frau Anna von seinen Eltern das Anwesen Bergstadt Platten Nr. 14. Er übernahm damit auch die dort bereits bestehende Bäckerei seines Vaters. 1934 wurde in dem Gebäude zudem die Konditorei des Sohnes Josef Schütz (*1911) untergebracht. Dieser hatte nach der Schule in Platten und Neudek/Nejdek eine Lehre als Zuckerbäcker absolviert und im Juni 1930 in Karlsbad / Karlovy Vary die Gesellenprüfung abgelegt. In der Badesaison 1930 sammelte er als Konditorgehilfe und Servierkellner im Hotel Atlantis in Franzensbad / Františkovy Lázně erste Berufserfahrung, um dann zusätzlich zur Konditorlehre ab August 1931 bei seinem Vater in Bergstadt Platten eine Bäckerlehre (Schwarz/Weiß-Bäckerei) zu machen. ▶ Abb. 2

Franz und Josef Schütz bemühten sich seit Ende der 1920er-Jahre um eine Konzession „zur Verabreichung von Kaffee, Kakao, Schokolade, Tee und anderen



Abb. 2 Gesellen-Prüfungszeugnis für Josef Schütz, ausgestellt in Karlsbad am 3. Juni 1930

| Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Sudetendeutsches Archiv⁸

alkoholfreien Getränken“⁹. War der Antrag des Vaters, der als bekannter Skifahrer sehr darum bemüht war, den Fremdenverkehr im Ort anzukurbeln, 1930 abgelehnt worden, erhielt der Sohn, Josef Schütz, Anfang August 1938 von der tschechischen Bezirksbehörde diese Schank-Erlaubnis erteilt. Das Bezirksamt Neudek hatte vorher jedoch Erkundigungen bei der Polizei in Bergstadt Platten eingeholt. Diese ergaben, dass man Josef Schütz, obwohl er engagiertes Mitglied der Sudetendeutschen Partei sei und sich in letzter Zeit „großdeutsch“ benehme, keine Tätigkeit gegen die Tschechoslowakei nachweisen könne, er keine gefährlichen Personen angestellt habe und keine verdächtigen Kontakte mit dem Ausland besitze.¹⁰ Zur Durchführung des Bescheids kam es nicht mehr, denn inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse geändert. Mit einem erneuten Antrag an die nun deutsche Amtshauptmannschaft Neudek bat der Konditor am 7. Dezember 1938 um die Bestätigung der von tschechischer Seite bereits erteilten Konzession.¹¹

Nur wenige Jahre konnten Josef Schütz und Franz Schütz das Kaffee in Bergstadt Platten führen. Nach Kriegsende wurde Letzterer, im Arbeitsbuch jetzt als František Schütz bezeichnet, enteignet und musste, wie seine Schwiegertochter Theresia Schütz, als Hilfsarbeiter bei der *osvobození konsumní, výrobní a úsporné družstvo Karlovy Vary*, der Konsum-, Produktions- und Spar-Genossenschaft „Befreiung“ Karlovy Vary, arbeiten.¹²

Wegmüssen

In den Listen des Transportes Nr. 33193, der am 24. Juni 1946 vom Sammelpunkt Neudek / Nejdek aus startete und 1.204 „Sudetogermans“, darunter 380 Männer, 691 Frauen und 133 Kinder unter sechs Jahren über die Grenze nach Bayern „abschob“, sind auch drei Mitglieder der Familie von Josef Schütz zu finden: seine Frau Theresia Schütz und seine Eltern Franz und Anna Schütz. Das dem Transport beigegebene Protokoll beschreibt den Gesundheitszustand der Insassen als „dobrý“ („in good order“) und belegt, dass jeder Person erlaubt war, 50 Kilogramm Gepäck und Lebensmittel für drei Tage mitzunehmen. Der Zug hat unter Kommando des tschechischen Offiziers Antonín Konopásek – so ist vermerkt – Neudek um 22 Uhr verlassen und ist am nächsten Tag um 4:20 Uhr in Eger / Cheb angekommen. Ziel war das Grenzdurchgangslager Wiesau in der Oberpfalz.¹³ Josef Schütz fehlt in den Listen. Er war zu diesem Zeitpunkt in russischer Gefangenschaft. Wie viele Männer hat er aus dem Krieg nicht mehr in seine Heimatgemeinde zurückkehren können. Im April 1940 war er eingezogen worden. Zunächst war er fünf Monate beim Inf. Regiment 72 Karlsbad-Meierhöfen stationiert. Am 29. August 1940 hatte er Theresia Entian, geboren in Bergstadt Platten (16. Juni 1912), aufgewachsen in Wien, geheiratet. Sie zog im September 1940 wieder nach Bergstadt Platten, um dort ihre Schwiegereltern in Bäckerei und Konditorei zu unterstützen.¹⁴

Weil sie wusste, was den Deutschen bevorstand, hat sich Theresia Schütz nach der Enteignung 1945 an das Österreichische Bundesministerium für Innere Angelegenheiten in Wien mit der Bitte „um Zuerkennung bzw. Wiedererteilung der österreichischen Staatsbürgerschaft“¹⁵ gewandt. Sie schrieb: „Als Deutschsprachige darf ich nicht weiter in Bergstadt Platten verbleiben, sondern muss den Ort und überhaupt das tschechische Gebiet verlassen.... Ich bitte, mir schon jetzt die Einreise zu meinen Eltern [nach Wien, E.F.] zu gestatten, weil ich derzeit ohne Existenz und Arbeitsmöglichkeit in Bergstadt Platten bin und dieses ehebaldigst verlassen muss.“¹⁶ Wie den Transportlisten zu entnehmen ist, wurde diesem Wunsch nicht stattgegeben.

Getrenntsein

Vom 10. Mai 1945 bis Anfang Dezember 1949 war Josef Schütz in russischer Gefangenschaft, die er in verschiedenen Lagern in Russland und der Ukraine erlebte. Immer wieder formulierte er in den Karten, die er an seine Ehefrau und seine Mutter schrieb, den Wunsch, wieder mit der Familie vereint zu sein. Über die Situation in seiner Heimat und den Weg seiner Familie war er informiert. So schrieb er am 2. Januar 1949 aus dem Lager Jarzewo an seine Ehefrau: „... Nicht weniger ist mein Wunsch, daß wir uns bald wiedersehen, denn auch ich habe großes Mitleid, da ich weis [sic] was wier [sic] gehabt und jetzt besitzen und besonders die Eltern an erblichen und ersparten Hab und Gut verlieren mußten. So ist es auch für uns beide schwer, daß wier [sic] so lange Zeit getrennt sein müssen.

... Die großen Wünsche sowie Fragen u. Sehnsucht kann ich nicht so zu Papier bringen, wie ich alles täglich muß bei schw. Arbeit an Leib und Seele tragen. Und wann kommt die Stunde der Freiheit mit Rückkehr zu Dir??“¹⁷

Ein Brief an seine Mutter vom 10. Juli 1949 enthält die Passage: „So seit [sic] Ihr so halbwegs aneinander und hoffe, daß Dich und Vater noch lange die Gesundheit gegeben bleibt, bis auch ich wieder bei Euch sein kann ... Sorge Dich aber nicht zu viel um Dein Pep, denn der ist nun lange genug vom [sic] Vater u. Mutter weg und die große Welt kennengelernt! So bin ich ja von allen Übeln geprüft und bis jetzt [sic] alles einigermaßen gut überstanden! Bin zwar paar Tage älter geworden, der Humor etwas weniger, aber sonst immer [sic] noch der derselbe Pep!! Und wenn ich wieder nach Jahrelanger Entb. Deiner guten Küche alles habe, dann will ich alles daransetzen Euch nachwievor [sic] nur Freude bereiten...“¹⁸

Aus den Karten und Briefen Josef Schütz' sprechen neben dem Wunsch nach seiner ersehnten Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft und der Sorge, die Eltern vielleicht nicht mehr lebend anzutreffen, die Sehnsucht nach seiner Ehefrau und die Angst, sie könne das lange Getrenntsein eventuell nicht verkraften. Seinen eigenen Zustand deutet er meist nur an, wohl um seine Angehörigen nicht zu beunruhigen.

Ideelles und materielles Gepäck

Am 10. Juli 1947 schreibt Josef Schütz aus dem ukrainischen Woroschilowgrad an seine Mutter: „Liebe Mutter. Zum Namenstage Glück und Gesundheit. Bleibe Du, Vater, am Leben dann leben auch wie [sic] Kinder. Gruß Annl. Resi Rezepte? Zeugnisse bei Dir? Pepi.“¹⁹

Zum einen erkennen wir in diesen wenigen Zeilen die oben beschriebene Sorge um seine Eltern – er spricht seinem erkrankten Vater Kraft zu, gesund zu werden –, zum anderen macht sich der Konditor Gedanken um seine spätere Existenz. Die Frage nach der Rettung von Rezepten und Zeugnissen nämlich, der Grundlage seiner Berufstätigkeit, wird nicht nur in dieser Karte gestellt, sie taucht immer wieder auf und zeigt somit die Bedeutung des ideellen Fluchtgepäcks. Josef Schütz konnte sich sein Leben nach der Gefangenschaft nur als das eines Bäckers / Konditors vorstellen – dazu benötigte er neben seinem Können seine Zeugnisse und seine Rezepte.

Wiederzusammenfinden

Nach fast fünfjähriger Trennung von ihrem Ehemann erhielt Theresia / Resi Schütz am 6. Dezember 1949 ein lange erwartetes Telegramm. Es war in Frankfurt / Oder in Auftrag gegeben worden und enthielt folgende vier Worte: „Wiedersehen / Telegramm folgt / Peppi.“²⁰ Das Telegramm hatte Josef Schütz an dem Tag geschrieben, an dem er aus dem Heimkehrerlager Gronenfelde²¹ bei Frankfurt / Oder in das Durchgangslager nach Hof-Moschendorf²² entlassen wurde. In diesem Durch-

gangslager in Oberfranken blieb er vier Tage. Ein dort ausgestellter Gesundheitsausweis bezeugt, dass er „frei von ansteckenden Krankheiten und Ungeziefer“²³ war. Mit einer geringen Entlassungsbeihilfe und den nötigsten Kleidungsstücken ausgestattet²⁴, traf er am 10. Dezember 1949 in Deiningen bei Nördlingen ein, dem Ort, in dem seine Frau und seine Eltern inzwischen lebten. „Die einheimischen Quartiergeber seiner Angehörigen ... bereiteten dem Heimkehrer einen liebevollen und herzlichen Empfang“²⁵, hieß es dazu in der Zeitung. Als ehemaliger Kriegsgefangener „profitierte“ Schütz von der „Heimkehreramnestie“. In einer Benachrichtigung der Spruchkammer / Hauptkammer München vom 28. Dezember 1949 heißt es: „Auf Grund der Angaben in Ihrem Meldebogen sind Sie von dem Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 nicht betroffen.“²⁶

1950 zog Josef Schütz mit seiner Ehefrau nach Ichenhausen im Kreis Günzburg um. Zunächst fand er nur als Fabrikarbeiter („Hilfsarbeiter“) eine Erwerbsmöglichkeit, erst 1956 konnte er wieder in seinem erlernten Beruf arbeiten und eine Konditorei pachten. Im November 1961 legte er vor der Handwerkskammer Augsburg seine Meisterprüfung ab. Ein Jahr später fand er eine Stelle in der Konditorei von Arthur Michl.

Was er am 13. Januar 1949 aus dem Lager Woroschilowgrad im Donezbecken an seine Frau geschrieben hatte, war Wirklichkeit geworden: „... Und die Freude wird eines Tages bei uns einkehren mit dem großen Wiederseh'n wo wir uns in die Arme schließen können. Dan [sic] wollen wir ein neues Leben beginnen!“²⁷

Heimweh

Im Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth befindet sich als Beigabe zum „Antrag“ von Franz Schütz „auf Feststellung von Vertreibungsschäden“ eine Fotopostkarte, die das Vaterhaus von Josef Schütz zeigt. Sie wurde am 12. Mai 1954 von „A. Behr / Stara Rohle [Altrohlau bei Karlsbad, E.F.]“ an „Rosie Schütz, Ichenhausen, Mühlgasse 8, U.S.A [sic] Zone Allemagne“ geschrieben. Der Text gibt Auskunft über die schlechte Lage der in der Tschechoslowakei gebliebenen Deutschen: „Liebe Rosie! Vor allem wie gehts Euch immer? Laßt die neue Heimat Heimat sein. Ich würde tief atmen wenn Bayreuth meine Heimat wäre. Was macht Euer Stammhalter? Ostern waren wir auf d' Platt. Euer Grund ./ . Schließe nun mit besten Grüßen ...“²⁸

Josef Schütz hat das Erzgebirge sein Leben lang nicht vergessen. Fotos zeigen uns seine Wohnung als eine Art private Heimatstube. Andenken an die alte Heimat füllten Schränke und Wände. Ein Bild sticht dabei besonders heraus. Die Wasserfarbenmalerei, angefertigt von Walter Heinz aus Zwickau in Böhmen, zeigt das Anwesen Bergstadt Platten Nr. 14, das für mehrere Generationen der Familie Schütz Heimat darstellte. Vor dem zweigeschossigen Gebäude, das, wie ein Schild verrät, „Konditorei Kaffee Bäckerei“ beherbergte, sind drei sich unterhaltende Personen zu sehen. Das Bild trägt die Aufschrift: „Hier lebte ich / Hier



Abb. 3 Andenkenbild an das Elternhaus in Bergstadt Platten/Horní Blatná. Aquarell, 1955/60

| Sudetendeutsche Stiftung – Sudetendeutsches Museum, München²⁹



Abb. 4 Josef Schütz posiert vor einem Relief-Porträt Anton Günthers (diese Heimatandenken wurden von einem Heimatvertriebenen aus dem Erzgebirge in Gersthofen hergestellt und im Neudeker Heimatbrief beworben) als Erzgebirgssänger, 1980er-Jahre

| Sudetendeutsche Stiftung – Sudetendeutsches Museum, München

schaftte ich – / Hier ist meine Hamit / Hier bin ich dr ham!“ Im erzgebirgischen Dialekt wird hier der Heimatbegriff Josef Schütz' verdeutlicht. Ihm war sein Elternhaus ebenso Heimat wie seine Arbeit. ▶ Abb. 3

Seine Verehrung des erzgebirgischen „Volkssängers“ Anton Günther verband ihn mit vielen seiner Landsleute. Aber Josef Schütz besaß auch musikalisches Talent. Von Jugend an hatte er Hausmusik gemacht. War er in seiner „alten“ Heimat Mitglied des Musikvereins Lyra und eines großen Blasorchesters, so engagierte er sich in der „neuen“ Heimat viele Jahre bei der „Stadtkapelle Ichenhausen“. In den späten 1980er-Jahren gründete Josef Schütz die Singgruppe „Erzgebirge“ und erhielt unter anderem deshalb 1997 beim 16. Heimattag des „Heimatbundes ‚Glück auf‘“ in Augsburg die Ehrenmedaille „für besondere Verdienste um den Erhalt des Heimatgedankens“ (Herold 1986, 8). Als Kulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft Ichenhausen war er bemüht, die Kultur seiner erzgebirgischen Heimat zu pflegen. Seine private Erzgebirgsstube ist Zeugnis dieses Engagements, das sicher auch als Strategie zur Bewältigung des Heimatverlustes und gegen das Heimweh zu werten ist. ▶ Abb. 4, ▶ Abb. 5

Im Mai 1985 fertigte Josef Schütz eine Ergänzung zu einem von ihm einige Jahre zuvor verfertigten Lebenslauf an. Nicht ohne Verbitterung schreibt er da:

„Meine Soldatenzeit an allen Fronten und die fünfjährige schwere Gefangenschaft in Russland haben mir meine Aufbau- und Jugendzeit rücksichtslos abverlangt und habe außerdem infolge der Vertreibung aus der Heimat mein Vaterhaus und somit meine Existenz mit eigenem Geschäft-Konditorei-Caffee-Weinstube verloren.“³⁰

Die Tatsache, dass er nach der verspäteten Meisterprüfung dennoch wieder als Konditor arbeiten konnte, mag ihn diesen Verlust etwas leichter haben nehmen lassen. Doch der Verlust der Selbstständigkeit, repräsentiert unter anderem in dem geretteten Kaffeehausporzellan, ließ ihn sein Leben lang nicht unberührt.



Abb. 5 Blick in die private Erzgebirgsstube in der Wohnung von Josef und Theresia Schütz in Ichenhausen, 1991 | Sudetendeutsche Stiftung – Sudetendeutsches Museum, München

- 1 Inv. Nr. 3587/1-4.
- 2 Abschlussprotokoll der Potsdamer Konferenz, zit. nach: <http://www.documentarchiv.de/in/1945/potsdamer-abkommen/> (Zugriff am 07.06.2016).
- 3 Zur Geschichte Plattens: Mikšiček 2006; Bahlcke et al. 1998; Pohl 1956; Thiel 1953.
- 4 Chronik 3, 63r.
- 5 Chronik 3, 42r.
- 6 Chronik 3, 59v.
- 7 Chronik 3, 74v.
- 8 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (im Folgenden BayHStA), Sudetendeutsches Archiv (im Folgenden SDA), Kleinstnachlässe 396.
- 9 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 396: Schreiben von Franz Schütz an die Bezirksbehörde Neudek, 10.11.1929.
- 10 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 396: Antwort der Polizei in Bergstadt Platten vom 03.07.1938 auf eine Nachfrage der Bezirksbehörde in Neudek.
- 11 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 396: Josef Schütz an die Amtshauptmannschaft Neudek, 07.12.1938.
- 12 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 396: Ersatzkarte für das Arbeitsbuch HB/374.
- 13 Die meist in tschechischer und englischer Sprache angefertigten Transportlisten nennen Namen, Alter, Geschlecht, Nationalität, Wohnsitz und Beruf der zur Aussiedlung bestimmten Personen und fügen eine Rubrik mit der zynischen Bemerkung „Kam by si přál/Desires to go to/Wünscht zu gehen nach“ und eine laufende Nummer an. Jedem Transport ist ein Protokoll/Receipt/Protokoll beigegeben. – Die hier zitierten Listen wurden im Sudetendeutschen Institut in München gesichtet. Es handelt sich dabei um Kopien der in verschiedenen Archiven in Prag verwahrten Originale. – Das aus 54 Holzbaracken bestehende Grenzdurchgangslager Wiesau wurde 1946 errichtet. Vom 25.02.1946 bis zum 30.10.1946 wurden hier Züge aus der Tschechoslowakei aufgenommen und die darin befindlichen Menschen weitergeleitet. Durch das Lager gingen insgesamt 587.000 Vertriebene. Vgl. dazu Busl 2015.
- 14 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 397: Brief Theresia Schütz' an das Hohe Bundesministerium für Innere Angelegenheiten, Wien. – Vom 08.10.1940 bis zum 11.11.1941 war Josef Schütz seines Geschäftes wegen vom Kriegsdienst beurlaubt.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd.
- 17 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 397: Karte von Josef Schütz aus dem Lager Jarzewo an Theresia Schütz, 02.01.1949.
- 18 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 397: Brief von Josef Schütz an seine Mutter, o.O., 10.07.1949.
- 19 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 397: Karte von Josef Schütz aus dem Lager Woroschilowgrad an seine Mutter, 10.07.1947.
- 20 BayHStA, SDA, Kleinstnachlässe 397: Telegramm von Josef Schütz an Theresia Schütz.
- 21 Das Heimkehrerlager Gronenfelde passierten

- zwischen dem 27.07.1946 und dem 03.05.1950 1.125.508 Kriegsgefangene aus dem „Osten“. Vgl. dazu: Hirthe 1998.
- 22 In Hof-Moschendorf befand sich das größte bayerische Durchgangslager. Es war ursprünglich als Außenlager der Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg errichtet worden. Nach Kriegsende wurde es zum Durchgangslager für Heimatvertriebene und Kriegsheimkehrer. Es bestand bis April 1957. Vgl. dazu: Menke / Kastner 2014.
- 23 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 397: Gesundheitsschein des Grenzbeauftragten für das Flüchtlingswesen Hof-Bayern.
- 24 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 397: Betreuungsausweis Nr. 41634.
- 25 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 397: Zeitungsaustriss, o.O., o.J.
- 26 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 397: Benachrichtigung der Spruchkammer / Hauptkammer München vom 28.12.1949. – Die am 20.04. 1948 erlassene bayerische Heimkehrer-Amnestie kam nur den Männern zugute, die nicht als Hauptschuldige oder Belastete einzustufen waren.
- 27 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 397: Karte von Josef Schütz aus dem Lager Woroschilowgrad an Theresia Schütz, 13.01.1949.
- 28 Bundesarchiv-Lastenausgleichsarchiv, ZLA1/1113890: Antrag des Franz Schütz in Deiningen Nr. 69 auf Feststellung von Vertreibungsschäden auf Grund des Feststellungsgesetzes vom 21. April 1952.
- 29 Inv. Nr. 3590.
- 30 BayHStA, SDA, Kleinstnachs-lässe 395: Ergänzung zum Lebenslauf Josef Schütz', Mai 1985.

Quellen

Abschlussprotokoll der Potsdamer Konferenz, zit. nach: <http://www.documentarchiv.de/in/1945/potsdamer-abkommen.html>

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Sudetendeutsches Archiv (BayHStA, SDA): Kleinstnachs-lässe 395: Persönliche Dokumente, Josef und Theresia Schütz. Kleinstnachs-lässe 396: Berufsleben, Arbeit, Gewerbe, Konzession, Josef und Franz Schütz. Kleinstnachs-lässe 397: Feldpostbriefe,

Spruchkammer, Entschädigung, Josef und Theresia Schütz.

Bundesarchiv: Lastenausgleichsarchiv: Antrag des Franz Schütz auf Feststellung von Vertreibungsschäden. 1961. Regierung von Schwaben-Ausgleichsamt, Nr. 233, Aktenzeichen F 2673. Signatur: ME2/68/4/1.

Státní okresní archiv Karlovy Vary / Kreisarchiv Karlsbad: Chronik 3 der Bergstadt Platten, 1893–1938.

Literatur

Beer, Mathias (2011): *Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen.* München.

Brandes, Detlef (2005): *Der Weg zur Vertreibung 1938–1945.* 2. überarb. u. erw. Aufl., München.

Busl, Adalbert (2015): *Das Grenzdurchgangslager Wiesau.* In: Heimatkundlicher Arbeitskreis im Oberpfälzer Waldverein (Hg.): *Oberpfälzer Heimat* 59, 53ff.

Herold, Rudolf (1986): *Josef Schütz, Bergstadt Platten Ichenhausen 75 Jahre.* In: Neudeker Heimatbrief 38, F. 303, 8–9.

Hilsch, Peter (1998): *Artikel Bergstadt Platten.* In: Joachim Bahlcke et al. (Hg.): *Historische Stätten Böhmen und Mähren.* Stuttgart, 33.

Helmut Hirthe (1998): *Das Heimkehrerlager Gronenfelde – wichtige Station auf dem Weg in ein neues Leben.* In: Wolfgang Buwert (Hg.): *Gefangene und Heimkehrer in Frankfurt (Oder).* Potsdam, 59–92.

Menke, Stefanie / Kastner, Sandra (2014): *Flüchtlinge und Vertriebene in Hof.* Begleitheft zur gleichnamigen Abteilung im Museum Bayerisches Vogtland. Hof.

Mikšíček, Petr (2006): *Znovuobjevené Krušnoholf. Das wiederentdeckte Erzgebirge.* Domažlice / Taus.

Pohl, Horst (1956): *Bergstadt Platten. Wirtschaftlich-kulturelle Beziehungen und Binnenwanderung im böhmisch-sächsischen Erzgebirge 1532–1938.* In: *Bohemia* 6, 173–229.

Prinz, Friedrich (Hg.) (2002): *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Böhmen und Mähren.* Berlin.

Seibt, Ferdinand (1995): *Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas.* München.



Alina Helwig

**Zwischen der Krim,
Kasachstan und
Deutschland – Magdalena
Schweiger auf der Suche
nach Heimat**

Im August 2016 jährte sich die Deportation und Vertreibung der deutschen Bevölkerung in die östlichen Gebiete der ehemaligen Sowjetunion zum 75. Mal. Unmittelbar auf den Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion im Juni 1941 folgend, wurden nahezu zwei Drittel der ungefähr eine Million im europäischen Teil der UdSSR lebenden Deutschen vom Sowjetregime im asiatischen Teil, vorwiegend in Sibirien, Kasachstan und am Ural ausgesiedelt (vgl. Fleischhauer 1982, 318). Angesichts des schnellen Vormarsches der deutschen Truppen legitimierte das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR die ethnisch motivierten und bereits angelaufenen Deportationsmaßnahmen im Erlass vom 28. August 1941 mit der Begründung, die deutsche Bevölkerung würde „Tausende und Zehntausende von Diversanten und Spionen“ (Maurach 1955, 348ff.) unter ihren Reihen decken. Trotz zwischenzeitlicher Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts in Form von territorialer Autonomie (Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen) markierten die Ereignisse von 1941 einen tragischen Höhepunkt „germanophober Politik“ (Krieger 2015, 10). Sie nahmen Ende des 19. Jahrhunderts mit ethnisch und wirtschaftlich motivierter Diskriminierung, Ausweisung und der Aberkennung von Privilegien ihren Ausgang und mündeten in Enteignungen im Zuge der Zwangskollektivierung und den ethnischen Säuberungsaktionen Stalins (vgl. Neutatz 1992, 81; Krieger 2015, 9ff.). Als Opfer zweier totalitärer und nach territorialer Ausdehnung strebender Regime – mit der ideologischen Nationalitätenpolitik Stalins auf der einen und der nationalsozialistischen Ostexpansion auf der anderen Seite – gehören Flucht, Vertreibung und Verfolgung zu den prägenden kollektiven Erfahrungen der sogenannten Russlanddeutschen (vgl. Krieger 2013, 5). Sie sind Nachfahr_innen jener Kolonist_innen, die den Aufrufen seit Katharina II. in den 1760er-Jahren folgten, um die dünn besiedelten Gebiete des großen Reiches zu erschließen. Gefragt waren damals Landwirte, Handwerker und Kaufleute, die zunächst vornehmlich das Gebiet im Unteren Wolgaraum und die Südukraine besiedeln sollten. Die Auswander_innen stammten zum großen Teil aus den Kleinststaaten im deutschen Südwesten, wie Württemberg, Baden, Pfalz, Elsass und Lothringen, in denen zu dieser Zeit kriegerische und konfessionelle Auseinandersetzungen herrschten und eine schwierige ökonomische Lage, welche die Menschen aufbrechen ließen. Land zur Bewirtschaftung, Steuererleichterungen, Selbstverwaltung, Recht auf freie Religionsausübung und Befreiung vom Militärdienst ohne zeitliche Einschränkung waren ebenfalls entscheidende Migrationsfaktoren (vgl. Eisfeld 1999, 16f.). Die deutschstämmigen Kolonist_innen konnten schon bald nach ihrer Ankunft einen beachtlichen Wohlstand entwickeln. Sie bauten große Landwirtschaftsbetriebe auf, gründeten Handwerkerinnungen und waren auch maßgeblich im produzierenden Gewerbe von Landwirtschaftsgeräten beteiligt. Sie gründeten Kirchen und bauten ein eigenes Schulsystem auf.¹ Auf die anfängliche Phase des kulturellen und wirtschaftlichen Wachstums folgten immer wieder aufkeimende national motivierte Anfeindungen und Diskriminierungen in der Öffentlichkeit. Eine auf Russifizierung der deutschen Bevölkerung zielende Politik hatte eine kulturelle

Hinwendung zu Deutschland zur Folge. Die Pflichterfüllung und Loyalität gegenüber dem jeweiligen russischen Regime war dadurch jedoch nicht bedroht (vgl. Neutatz 1992, 94). Dies zeigte sich nicht zuletzt im Ersten Weltkrieg, als bis zu 60 Prozent aller deutschstämmigen Männer im wehrfähigen Alter aus der Schwarzmeerregion in der russischen Armee kämpften.² Sukzessive bildete sich ein neues Selbstverständnis regionaler Prägung aus – die Einwander_innen betrachteten sich als Wolgadeutsche, Schwarzmeerdeutsche, Kaukasusdeutsche oder Krimdeutsche (vgl. Krieger 2015, 7).

Ab 1804 begann schließlich auch die Ansiedlung deutscher Auswander_innen auf der Halbinsel Krim, nachdem diese mit dem Ende der russisch-türkischen Kriege 1783 endgültig dem Zarenreich zugefallen war. Unter diesen neuen Kolonist_innen aus dem süddeutschen Raum befanden sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Vorfahr_innen meiner Urgroßmutter Magdalena Schweiger. Sie gründeten die Siedlung Rosental, in der mündlichen Überlieferungen zufolge meine Ururgroßeltern zwischen den Jahren 1874 und 1882 geboren wurden.

Krim – die verlorene Heimat

Magdalena Schweiger³ wurde am 6. April 1915 als jüngstes von elf Kindern der Eheleute Kenefefa German (geb. Eisenbraun) und Ignat German auf der ukrainischen Halbinsel Krim geboren. Die Familie besaß einen kleinen Hof und ein Stück Land, das ihnen den Lebensunterhalt sicherte und den Anbau von Futtermitteln für die Viehhaltung ermöglichte. Magdalena arbeitete auf dem Hof ihrer Eltern, während andere Geschwister nach Heirat in andere Dörfer zogen oder einer Arbeit in umliegenden Ortschaften nachgingen. Viele ihrer Geschwister lernte Magdalena jedoch gar nicht erst kennen, weil diese im Kindesalter an Krankheiten wie Lungenentzündungen verstorben waren. Nur fünf Geschwister erreichten das Erwachsenenalter. Mit dem Sturz des Zarenreiches 1917 erlebte die Krim bis 1920 häufige Machtwechsel und war Schauplatz eines russischen Bürgerkrieges zwischen der sogenannten Roten und Weißen Armee, begleitet von Überfällen einiger umherziehender Banden auf die deutschen Kolonien und massiven Lebensmitteleintreibungen seitens der Bolschewisten (vgl. Eisfeld 1999, 91). Junge Männer im wehrfähigen Alter wurden von beiden Seiten zum Eintritt in den Kriegsdienst gedrängt. Als die Soldaten auf der Suche nach jungen Männern wieder einmal in das Heimatdorf der Familie German kamen, versteckte sich ein älterer Bruder von Magdalena in einem Getreidespeicher, um der Einberufung zu entgehen. Tragischerweise erstickte er bei dem Versuch, sich in den Getreideberg einzugraben. Dies blieb nicht das einzige schicksalshafte Ereignis, das der Familie German in den Zwischenkriegsjahren widerfahren war. ▶Abb. 1

Von den Zwangskollektivierungsmaßnahmen und der Neuorganisation in der Landwirtschaft Ende der 1920er-Jahre war die Familie von Magdalena als Bauern ebenso betroffen. Sie verloren ihr Landeigentum, das in Kolchosen zusammengefasst wurde. Bereits 1930 wurden 75 Prozent der Bauern auf der Krim unter



Abb. 1 Magdalena Schweiger (rechts oben) mit zwei ihrer älteren Schwestern und ihren Eltern wenige Jahre vor der Deportation nach Kasachstan, ca. 1935 Krim | Privatbesitz / Fotograf unbekannt

Androhung von Aussiedlung, physischer und psychischer Gewalt dazu gezwungen, ihre Wirtschaften aufzugeben und in die neuen staatlichen Genossenschaften einzutreten⁴ (vgl. Eisfeld 1999, 109). Als Magdalena etwa 17 Jahre alt war, wurde die Ukraine 1932 und 1933 von einer katastrophalen Hungersnot heimgesucht, die retrospektiv als direkte Folge der rasant durchgeführten Kollektivierung identifiziert werden kann (vgl. Krieger 2013, 3). Mehrere Millionen Menschen starben, Abertausende flüchteten vor dem Hunger aus dem Norden der Ukraine auf die Krim. Geflüchtete suchten auch bei Magdalena und ihrer Familie nach Hilfe. Ihr Vater, Ignat German, nahm sich der Geflohenen an, teilte die vorhandenen Lebensmittel, obwohl die eigene Familie selbst von Hunger bedroht war. Erzählungen aus dem Bekanntenkreis der Familie zeichneten ein Bild des Grauens. Vor allem Ältere, Kranke und Kinder fielen dem Hungertod zum Opfer. Mitte der 1930er-Jahre verstarben die Eheleute German, und Magdalena lernte den Kraftfahrer Nikolai Schweiger kennen. Sie heirateten und bekamen kurz darauf zwei Kinder – Alexander 1938 und Alina 1940. Gleichzeitig verschlechterte sich die Situation der Deutschen in der Sowjetunion. Erste Verhaftungen und Deportierungen sogenannter unzuverlässiger Elemente unter den Kolchosebauern fanden bereits 1935 statt. Zwei Jahre später bereitete Stalin einen Beschluss des Politbüros des Zentralkomitees vor, der die Verhaftung von „Reichsdeutschen“ in Rüstungsbetrieben vorsah (vgl. Krieger 2009, 153f.). Autonome Selbstverwaltungsrechte wurden zurückgenommen und der muttersprachliche Unterricht verboten. Schließlich besiegelte der Erlass vom August 1941 mit der anschließenden Deportation nach Sibirien und Kasachstan das Schicksal der Krimdeutschen.⁵ Die Systematik und die organisierte Durchführung der Deportation von mehreren hunderttausend Deutschen aus dem europäischen Teil der Sowjetunion lassen darauf schließen, dass diese Idee nicht erst als Reaktion auf den Überfall der deutschen Wehrmacht auf die UdSSR geboren wurde, sondern deren Umsetzung von langer Hand geplant war. Zeugen berichteten von bereits Ende 1934 angefertigten Listen aller Deutschen, die zu dem Zeitpunkt in der Sowjetunion lebten. Diese Vorbereitungen für die Verbannung einer nationalen Minderheit standen auch im Zusammenhang mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland und mit den verstärkten außenpolitischen Bemühungen der Sowjetregierung, um auf einen möglichen militärischen Angriff durch Deutschland besser vorbereitet zu sein (vgl. Fleischhauer 1982, 318ff.). Zwischen Bekanntmachung und Abtransport der Menschen vergingen mancherorts nur wenige Stunden. Unter dem Vorwand, man würde sie zu ihrem eigenen Schutz vor den Kriegshandlungen ins Hinterland bringen, sollten die Betroffenen ihr Haus abschließen und die Schlüssel bei den Verantwortlichen abgeben. Man würde sich um ihren Hof und die Tiere kümmern, bis sie wiederkämen, es wäre ja nur für einige Monate. So packte man wenige Kleidung und Lebensmittel ein, für mehr blieb keine Zeit. Die Deportierten sollten ihr altes Zuhause jedoch nie wieder sehen, eine Entschädigung für das zurückgelassene Eigentum gab es nicht, sie mussten später sogar schriftlich darauf verzichten. Den Weg vollzogen

sie auf Pferdekarren, mit dem Schiff über das Kaspische Meer und weiter in Viehwagons auf dem Schienenweg. Vor allem ältere und kranke Menschen überlebten diese mehrere Wochen andauernde Reise oft nicht, vor allem in den kalten Wintermonaten. Sie wurden am Wegesrand liegengelassen oder über Bord ins Wasser geworfen. Keiner wusste, wohin sie gebracht wurden und was mit ihnen geschehen würde. Aufgrund des warmen Klimas auf der Krim in dünne Strümpfe und Sommerschuhe gekleidet, kamen sie im gefühlten Nirgendwo an und standen hüfthoch im Schnee. Andere waren in dieser Ausnahmesituation geistesgegenwärtiger und zogen so viele Kleider wie nur möglich übereinander, um diese an den Bahnhöfen entlang der Transportstrecke gegen Lebensmittel einzutauschen. Am Ziel angekommen, gab es für die deutschen „Sondersiedler“ mancherorts noch keine Barackenanlagen, und sie hausten zunächst monatelang in nasskalten Erdhöhlen, die sie selbst ausheben mussten. Magdalena wurde mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im August nach Kasachstan deportiert und im November desselben Jahres einer bereits bestehenden Kolchose im Kreis Semiosjornoje im Norden des Landes zugeteilt.

Trotz der Ansiedlung in Kasachstan – und insbesondere aufgrund dieser traumatisierenden historischen Ereignisse – betrachtete eben jene Generation, die all das persönlich erfahren musste, die Krim als ihre Heimat und dachte nach der Deportation nicht selten mit Wehmut an diese zurück, verbunden mit der Hoffnung, eines Tages in die ursprünglichen Siedlungsgebiete zurückkehren zu können. Der Verlust der Heimat war immanent und spielte für die Identitätsbestimmung dieser Erlebnissgeneration eine entscheidende Rolle. Auch Magdalena sprach zeitlebens – selbst nach der Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland 1993 als sogenannte Spätaussiedlerin – von der Krim als ihrer Heimat, auch wenn sie ein halbes Jahrhundert ihres Lebens in Kasachstan verbrachte. Dies und die Tatsache, dass sie Deutschland als eine Art zweite Heimat beziehungsweise die Heimat ihrer Vorfahr_innen begriff, deckt sich auch mit den Ergebnissen einer 1999 in Sibirien durchgeführten Studie zum Thema „ethnische Identität und Beheimatungsstrategien von Russlanddeutschen“ (vgl. Schönhuth 2006).

Kasachstan – die aufgezwungene Heimat

Die Umsiedlung von zahlreichen nationalen Minderheiten, von denen die Deutschen die größte Gruppe darstellten, aus den Kriegsgebieten der Sowjetunion nach Kasachstan kam nicht von ungefähr. Nachdem der Versuch, Kasachstan neu zu besiedeln, in den 1930er-Jahren scheiterte, sollten nun die über eine halbe Million Deportierten den gestiegenen Arbeitskräftebedarf decken, der durch die kriegsbedingte Verlagerung von zahlreichen Industriebetrieben nach Kasachstan entstanden war. Sie bildeten einen nicht zu verachtenden Wirtschaftsfaktor⁶ (vgl. Eisfeld 1999, 128). ▶ Abb. 2

In den Barackensiedlungen in der weiten kasachischen Landschaft eingetroffen, erwarteten die Neuankömmlinge aufopferungsvolle Jahre. In den Unterkünften

mangelte es an allem – Kleidung, Heizung und Lebensmitteln. Der Alltag war von harter körperlicher Arbeit geprägt. Bereits ab Oktober 1941 wurden männliche deutsche Bewohner zum Dienst in der sogenannten Arbeitsarmee eingezogen, später auch kinderlose Frauen und solche, die keine kleinen Kinder mehr zu versorgen hatten. Während Magdalena als Melkerin in der Kolchose Dienst leisten musste, wurde ihr Mann im Januar 1942 zur Zwangsarbeit einem Industriestandort nahe Tscheljabinsk nördlich von Kasachstan als Kraftfahrer zugeordnet. Besuche waren nur selten möglich. Auch wenn sich das Leben im Hinblick auf die Tätigkeit und die Zusammensetzung der Arbeiter – Deportierte, Strafgefangene, Kriegsgefangene, politische Dissidenten – unterschied, so hatten doch alle Zwangsarbeitslager eines gemeinsam; sie glichen Gefängnissen. Die Betroffenen sahen sich strengster Überwachung, Schikanen, andauernden Diffamierungen als Faschisten und unzureichenden Lebensmittelrationen gegenüber gestellt.

In diese Zeit wird meine Großmutter Ekaterina 1943 als drittes Kind von Magdalena und Nikolai hineingeboren. Sie erinnert sich noch lebhaft daran, wie es war, als Kind in einer solchen Barackensiedlung aufzuwachsen. Hunger war ein häufiger Begleiter und man musste sich zu helfen wissen. Als Melkerin war ihre Mutter Magdalena auch für die Fütterung der Kälber zuständig. Wenn der Aufseher nicht zu sehen war, rief sie ein verabredetes Signalwort hinaus und schon kamen die Kinder heimlich in den Stall geschlichen, um von der frischen Kuhmilch zu trinken. Rückblickend kann Ekaterina sogar ein wenig darüber lachen, wenn sie daran denkt, wie sie sich mit ihren Geschwistern auf allen Vieren zwischen den Kälbern versteckte, um nicht aufzufallen. Für meine Urgroßmutter Magdale-



Abb. 2 Magdalena Schweiger bei der Arbeit im Stall als Melkerin in der Kolchose, Kasachstan, ca. 1965 | Privatbesitz/Fotograf unbekannt

na hingegen war dies wohl die schwierigste Zeit ihres Lebens, nicht zuletzt durch den Tod ihres Ehemannes im Oktober 1945. Er verunglückte im Arbeitslager bei einem Autounfall. Zehntausende kamen bei solchen Betriebsunfällen ums Leben (vgl. Eisfeld 1999, 133). Magdalena erfuhr durch eine schlichte Postkarte davon, sein Grab hat sie nie aufsuchen können. Mit gerade einmal 30 Jahren wurde Magdalena zur Witwe und alleinerziehenden Mutter von drei Kindern. Glücklicherweise war sie nicht allein. Ihre ältere Schwester Philippina blieb unverheiratet und kinderlos; sie lebte bis zu ihrem Tod in den 1980er-Jahren mit Magdalena zusammen und half ihr bei der Kindererziehung.

► Abb. 3

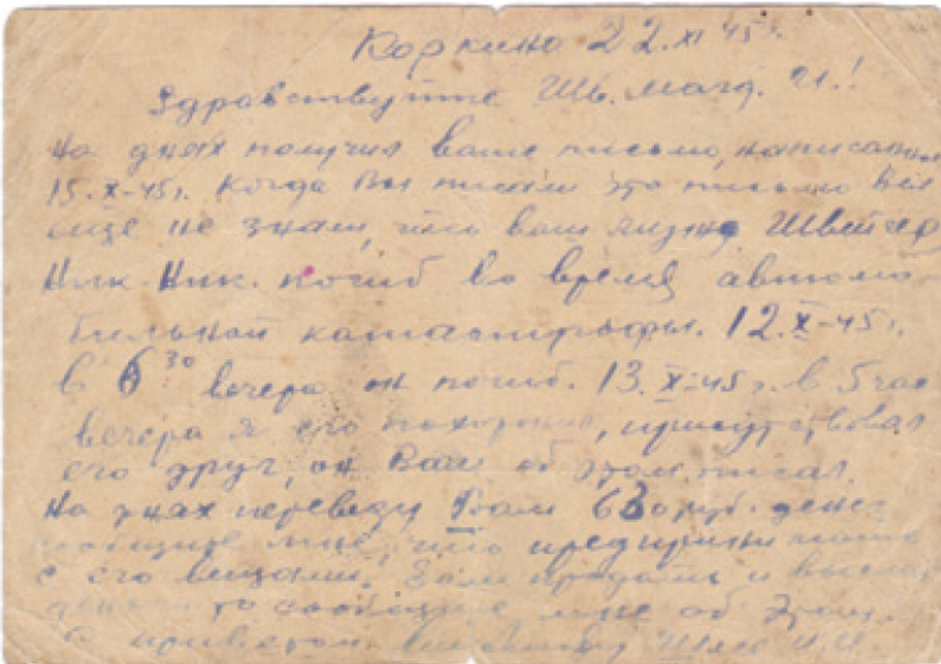


Abb. 3 Postkarte vom 22. November 1945: Vorderseite, Text auf der Rückseite: „Guten Tag Schweiger Magdalena, ich habe kürzlich ihren Brief vom 15.10.45 erhalten. Als Sie diesen Brief schrieben, wussten Sie noch nicht, dass ihr Mann Schweiger Nikolai am 12.10.45 bei einem Autounfall tödlich verunglückte. Er starb um 18.30 Uhr. Am 13.10.45 um 17 Uhr begrub ich ihn. Ein Freund war anwesend und schrieb Ihnen davon. In den kommenden Tagen überweise ich ihnen 630 Rubel. Teilen Sie mir mit, was ich mit seinen Sachen machen muss. Wenn ich es verkaufen soll und ihnen das Geld schicken soll, dann sagen Sie es mir. Mit freundlichem Gruß Iosif Schlee.“⁷

Nach Kriegsende 1945 waren die Deutschen als „Personen minderen Rechts“⁸ weiterhin den Kommandanturen des Innenministeriums unterstellt, ohne Recht auf Bewegungsfreiheit und freie Wohnortwahl. Bei unerlaubtem Verlassen der zugewiesenen Orte drohte mehrjährige Zwangsarbeit (vgl. Eisfeld 1999, 136). Erst der Tod Stalins 1953 machte den Weg frei für eine schrittweise Verbesserung der Situation. Das Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember 1955 verfügte schließlich darüber, dass die Deutschen und ihre Familienangehörigen von den sogenannten Sondersiedlungen zu entlassen sind, jedoch ohne das Recht auf Rückkehr in die ursprünglichen Siedlungsgebiete oder eine Entschädigung für ihr konfisziertes Vermögen. Während der Kommandanturaufsicht hatten die Deutschen nur einen begrenzten Zugang zu Bildungsmöglichkeiten, insbesondere einer Hochschulausbildung. Folglich herrschte unter der deutschen Bevölkerung ein signifikant niedrigeres Bildungsniveau im Vergleich zu den ebenfalls in Kasachstan lebenden Russen und Kasachen. Als nationale Minderheit ohne Territorium auf dem Gebiet der UdSSR waren die Deutschen gegenüber Nationalitäten mit eigenen Unionsrepubliken schlechter gestellt und mussten sich mit Deutsch als Fremdsprachenunterricht begnügen (vgl. Dietz / Hilkes 1992, 36ff.). Während also Magdalena auf der Krim noch eine deutsche Schule besuchte, auf der alle Fächer in Deutsch unterrichtet wurden, bekamen ihre Kinder und Enkelkinder neben Englisch Deutsch als zweite Fremdsprache und in seltenen Fällen als muttersprachliches Unterrichtsfach vermittelt. Trotz des Dekretes vom 29. August 1964, das der deutschen Bevölkerung Unterstützung seitens der Unionsrepubliken bei ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau zusicherte, blieben die Versuche, deutschsprachige Kultureinrichtungen und Medien aufzubauen, eher zaghaft, wenn auch positive Tendenzen zu erkennen waren (vgl. Jahn 1969). So konnte man etwa in einem eher abgelegenen nordkasachischen Dorf wie Semiosjornoje eine vierseitige deutschsprachige Zeitung erwerben und kurze deutschsprachige Sendungen im Radio empfangen. Spätestens seit den 1970er-Jahren war eine massive sprachliche und kulturelle Anpassung an die dominierende russische Kultur innerhalb der deutschen Gemeinschaft zu beobachten. Die traumatisierenden historischen Erfahrungen der Erlebnisgeneration und die Angst der Stigmatisierung als Faschisten, selbst innerhalb der Nachkriegsgenerationen, führten dazu, dass sich der Gebrauch und die Vermittlung der deutschen Sprache meist auf die eigenen vier Wände beschränkten. Die deutsche Abstammung wurde selbst in offiziellen Dokumenten häufig verleugnet, indem man die Nationalität des jeweiligen nicht-deutschen Elternteils annahm. Vor allem die Sorge vor möglichen Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt führte dazu, dass die jüngere Generation ausschließlich auf das Erlernen der russischen Sprache setzte. So ist es nicht verwunderlich, dass mit jeder nachkommenden Generation die Sprachkompetenz im Laufe der Zeit abnahm (vgl. Dietz / Hilkes 1992, 48ff.). Selbst Magdalena als Angehörige der älteren Generation, die im Alltag das Deutsche dem Russischen bevorzugte, stand bei der Auswanderung nach Deutschland

vor dem Problem, dass sie kaum mehr auf Deutsch schreiben konnte, nicht zuletzt weil sie im Dialekt sprach. Als es dann an die Vorbereitung der Ausreise ging, besuchte sie mit ihrer Tochter Ekaterina einen deutschen Sprachkurs und übte vor allem das Schreiben ihres Namens, schließlich mussten viele Anträge unterschrieben werden.

Deutschland – die neue Heimat?

Was bewegte die 77-jährige Magdalena Schweiger dazu, nach den schmerzhaften Erfahrungen mit Vertreibung, Deportation, Enteignung und Entwurzelung noch einmal ihr bisheriges Leben hinter sich zu lassen und an einem neuen Ort von vorne anzufangen? War es der Wunsch „als Deutsche ... unter Deutschen zu leben“ (zit. n. Schönhuth 2006, 372) aufgrund eines seit der Deportation erfahrenen Gefühls der Heimatlosigkeit? Oder waren es pragmatische Gründe angesichts des Zusammenbruchs der Sowjetunion und des damit einhergehenden wirtschaftlichen Verfalls und der zunehmenden ethnischen Spannungen? Und warum fiel die Entscheidung für die Bundesrepublik Deutschland? Schließlich gab es auch die Möglichkeit, nach Russland oder in die Ukraine und somit in die ehemalige Heimat auszuwandern.⁹

Bereits in den 1960er-Jahren begann in der Ära nach Stalin der Kampf um nationale Minderheitenrechte und das Ringen nach territorialer Rehabilitierung mit der Wiederherstellung der ehemaligen Wolgarepublik. Dieser Wunsch sollte nicht zuletzt aufgrund der Gegenwehr aus der nun im betroffenen Gebiet lebenden Bevölkerung unerfüllt bleiben – trotz des Präsidialerlasses der UdSSR von 1990, in dem die Deutschen in der Sowjetunion als Opfer von politischen Vergeltungsmaßnahmen anerkannt und rehabilitiert worden waren, und des Gesetzes der Russischen Föderation von 1991 über die Rehabilitierung der unterdrückten Völker, das eine umfassende Wiedergutmachung versprach. Unter den Deutschen herrschte hierüber durchaus große Enttäuschung, und man fühlte sich durch die Politik der noch jungen Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion als stark marginalisierte Gruppe im Vergleich zu anderen Ethnien zunehmend bedroht (vgl. Krieger 2015a, 14). Eine der ersten Gesetzesänderungen im neugegründeten Kasachstan war die Einführung des Kasachischen als erste Amtssprache und die Koppelung von Führungspositionen an die ethnische Zugehörigkeit. Auch die Kenntnis der kasachischen Sprache war nun Voraussetzung für eine erfolgsversprechende Eingliederung in den kasachischen Arbeitsmarkt, was die deutsche Bevölkerung vor allem gegenüber den ethnischen Kasachen benachteiligte. Selbst der Schulunterricht sollte innerhalb kurzer Zeit nur noch auf Kasachisch abgehalten werden. So war es auch die Sorge um die Zukunft der Kinder und Enkelkinder, die die Erlebnisgeneration dazu bewog, als sogenannte Spätaussiedler auf der Grundlage des Bundesvertriebenengesetzes nach Deutschland auszuwandern. Man erwartete sich hier eine bessere Zukunft als in den ebenfalls von wirtschaftlichen Problemen betroffenen Nachfolgestaaten

Russland und Ukraine. Ein weiterer Beweggrund war die Tatsache, dass die Aus-siedler- und Zuwanderungspolitik Deutschlands seit Ende der 1980er-Jahre restriktiver wurde und unter den ausreisewilligen Deutschen eine Art „Jetzt oder nie“-Stimmung auslöste.¹⁰ So ist es kein Zufall, dass 1994 – in dem Jahr nach Inkrafttreten eines migrationspolitischen Programms mit der Einführung von sogenannten Kontingenten – die Zahl der deutschen Aussiedler_innen aus Kasachstan ihren Höchststand erreichte.¹¹

Am 31. März 1993 siedelte Magdalena Schweiger gemeinsam mit ihrer Tochter Ekaterina nach Deutschland über. Im Gegensatz zu der im sowjetischen Sprachgebrauch ebenfalls als Umsiedlung bezeichneten Deportation von 1941 verlief dieser Schritt selbstbestimmt. Als eine sich bereits im Ruhestand befindende Angehörige der Erlebnisgeneration musste sie sich „... in der deutschen Leis-tungsgesellschaft nicht mehr behaupten, in Konkurrenz zu den Einheimischen ihren Platz nicht mehr erkämpfen, und vor allem keine weitere Vertreibung mehr befürchten. Sie (ist) am Ende ihrer Reise in der – wenn auch häufig befremdlichen – Heimat angekommen“ (Schönhuth 2006, 373). Im Oktober 2003 starb Magdalena Schweiger in Oldenburg, Niedersachsen, wo sie nach ihrer Ankunft in Deutschland durchgehend lebte.

- 1 Vgl. Eisfeld 2003, 8f. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 2 Ebd., 11. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 3 Soweit nicht anders belegt, stammen alle Aussagen zum Leben von Magdalena Schweiger und Hintergründe zum historischen Kontext aus einem Interview mit der Tochter Ekaterina O. vom 6. Mai 2016.
- 4 Vgl. Eisfeld 2003, 14. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 5 Das Schicksal der Schwarzmeerdeutschen auf dem restlichen Gebiet der Ukraine war ein anderes und abhängig

davon, wann sie von den vor-rückenden deutschen Truppen nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 erreicht wurden. Dabei wurde der Fluss Dnepr zu einer Trennungslinie. Westlich davon wurden die Gebiete von der Wehrmacht und rumänischen Truppen so schnell besetzt, dass die deutsche Bevölkerung dort erst einmal verblieb, später aber auch vor der an-rückenden Front Richtung Westen evakuiert wurde. Je östlicher man sich des Flusses Dnepr befand, desto systematischer und voll-ständiger fand die Deportation der deutschen Bevölkerung durch die Sowjets statt (vgl. Eisfeld 1999, 120).

- 6 Vgl. Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/>

- de/laender/kasachstan/ (Zugriff am 25.06.2016).
- 7 Übersetzung der Rückseite der abgebildeten Postkarte aus dem Russischen.
- 8 Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/> (Zugriff am 25.06.2016).
- 9 Vgl. Eisfeld 2003, 15f. <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf> (Zugriff am 25.06.2016).
- 10 Vgl. Panagiotidis 2015. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/aussiedlerspaet-aussiedler/> (Zugriff am 25.06.2016).
- 11 Vgl. Krieger 2015b. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/> (Zugriff am 25.06.2016).

Literatur

- Dietz, Barbara / Hilkes, Peter (1992): *Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten*. München.
- Eisfeld, Alfred (1999): *Die Russlanddeutschen*. 2. Aufl., München. [Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, Bd. 2]
- Ders. (2003): *200 Jahre Ansiedlung der Deutschen im Schwarzmeergebiet*. [Herausgegeben von der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V.] <http://lmdr.de/wp-content/uploads/2012/04/blacksee.pdf>
- Fleischhauer, Ingeborg (1982): „Unternehmen Barbarossa“ und die Zwangsumsiedlung der Deutschen in die UdSSR. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 30/2, 299–321.
- Jahn, Dieter (1969): *Zur kulturellen Situation der Deutschen in der Sowjetunion*. In: Osteuropa 5+6, 403–413.
- Krieger, Viktor (2009): „Russlanddeutsche“ Beschlüsse des Politbüros des ZK der VKP(b) in den Jahren 1920–1943. Eine Auswahl. In: The International Newsletter of Communist Studies Online 22, 149–158.
- Ders. (2013): *Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis*. Berlin.
- Ders. (2015a): *Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen*. Bonn. [Schriftenreihe Bundeszentrale für Politische Bildung; 1631]
- Ders. (2015b): *Kasachstan*. In: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/laender/kasachstan/>
- Maurach, Reinhart (1955): *Handbuch der Sowjetverfassung*. München.
- Neutatz, Dietmar (1992): *Die Kolonien des Schwarzmeergebietes im Spannungsfeld nationalstaatlicher Politik 1861–1914*. In: Boris Meissner et al. (Hg.): *Die Russlanddeutschen. Gestern und heute*. Köln, 79–99.
- Panagiotidis, Jannis (2015): *Aussiedler / Spätaussiedler*. In: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/aussiedlerspaetaussiedler/>
- Schönhuth, Michael (2006): *Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer entbetteten „Volksgruppe“ im translokalen Raum*. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier / Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd – Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld, 365–380.



Helga Neumann

„Diese Visa-Frage ist im
Moment die wichtigste
Frage in unserem Leben.“

Eine von vielen: Anna
Seghers im Exil 1933–1947

Wer seine Heimat verlässt, um andernorts Wohlstand oder Glück zu suchen, ist, selbst wenn sich alle Wünsche an das neue Leben erfüllen, nicht vor Heimweh gefeit. Wer jedoch fliehen muss, um das bloße Leben zu retten und sich nicht sicher sein kann, überhaupt Aufnahme zu finden, wird diese existenzielle Bedrohung nie vergessen.

Mit Beginn des Jahres 1933, mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar, nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar, der Reichstagswahl am 5. März und dem Ermächtigungsgesetz vom 23. März etablierte sich in Deutschland das nationalsozialistische Regime. Die Bedrohung für all jene, die nicht ins neue Weltbild passten, wuchs von Jahr zu Jahr: für Menschen jüdischer Herkunft, Kommunist_innen und Sozialdemokrat_innen, für Homosexuelle, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas und viele andere. Eine erste Fluchtwelle setzte nach dem 27. Februar 1933 ein. In den folgenden Jahren machten sich – auch aufgrund der räumlichen Expansion des Deutschen Reichs – immer neue Gruppen von Fliehenden auf den gefährlichen Weg. Bevorzugte Exilländer waren zunächst die Tschechoslowakei und Frankreich, die Sowjetunion, später auch Großbritannien und die USA. Die Zahl derer, die sich im deutschsprachigen Raum zur Flucht gezwungen sahen, wird auf etwa 500.000 Menschen geschätzt – überwiegend Emigrant_innen jüdischer Herkunft, etwa 30.000 Personen, die „ausschließlich oder primär aus Gründen politischer Verfolgung“ flohen, sowie eine schwer beziehbare Gruppe, die Claus-Dieter Krohn als „kulturelle Dissidenten“ bezeichnet (Krohn 1998, 1). Überschneidungen zwischen diesen grob abgegrenzten Gruppen sowie die Tatsache, dass Fluchtbewegungen sich über eine längere Zeit und einen großen geografischen Raum hindurch erstreckten, erschweren eine genaue Quantifizierung.¹

Im Folgenden soll der Lebensweg von Anna Seghers und ihrer Familie skizziert werden: in vielem typisch für das politische Exil nach 1933 oder Exilsituationen überhaupt, aber natürlich – wie jedes Leben – ein ganz individuelles Schicksal.² Anna Seghers hinterließ keine Autobiografie, und sie führte, von einer kurzen Zeitspanne vor 1925 abgesehen, kein Tagebuch. In Briefen übte sie große Zurückhaltung gerade hinsichtlich privater Sachverhalte und Nöte. Dennoch wird in der Korrespondenz der Exilzeit ihre Lebenssituation anschaulich, und in ihren literarischen Texten reflektiert sie die Exilerfahrung.

„Haben Sie sie nicht gründlich satt, diese aufregenden Berichte? Sind Sie ihrer nicht vollständig überdrüssig, dieser spannenden Erzählungen von knapp überstandener Todesgefahr, von atemloser Flucht? Ich für mein Teil habe sie alle gründlich satt. Wenn mich heute noch etwas erregt, dann vielleicht der Bericht eines Eisendrehers, wieviel Meter Draht er schon in seinem langen Leben gedreht hat, mit welchen Werkzeugen, oder das runde Licht, an dem ein paar Kinder Schulaufgaben machen.“ (Seghers 1948 [2001], 6).

Hier spricht der Erzähler des Romans *Transit*, in einer Pizzeria in Marseille sitzend, einem Treffpunkt derer, die fieberhaft nach Visa und Reisemöglichkeiten suchen, wie es Anna Seghers 1941 dort auch tat. Die unsichere Welt von Flüchtlingen



Abb. 1 Anna Seghers mit ihrer Familie in Frankreich, etwa Mitte der 1930er-Jahre | Akademie der Künste, Berlin, Anna-Seghers-Archiv, Nr. 3759

war ihr von Geburt an ebenso fremd wie die proletarische Welt der Eisendreher: Anna Seghers, eigentlich Netty Reiling, wurde am 19. November 1900 als Tochter eines wohlhabenden jüdischen Kunst- und Antiquitätenhändlers in Mainz geboren. Sie lernte während des Studiums in Heidelberg den ungarischen Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler Laszlo Radvanyi (1900–1978) kennen. Nach der Heirat 1925 zog das Paar nach Berlin, 1926 und 1928 wurden die Kinder Peter und Ruth geboren. 1928 erhielt Seghers für die Erzählung *Grubetsch*, die in der Frankfurter Zeitung erschienen war, und für ihre erste Buchveröffentlichung *Aufstand der Fischer von St. Barbara* den Kleistpreis, einen der wichtigsten Literaturpreise der Weimarer Republik, und wurde dadurch einem größeren Publikum

bekannt. Ebenfalls 1928 trat sie der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller bei und engagierte sich auch in der Marxistischen Arbeiterschule, die ihr Mann unter seinem Decknamen Johann Schmidt leitete. ▶ Abb. 1

Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurde Seghers verhört, jedoch nicht verhaftet – die relativ milde Verfahrensweise erklärt sich wohl aus ihrer durch die Ehe erworbenen ungarischen Staatsbürgerschaft (Zehl Romero 2000, 268). Seghers reiste dennoch schnellstmöglich ab, zunächst in die Schweiz, wo sich ihr Mann bereits befand, dann nach Paris. Sohn Peter erholte sich in einem Kinderheim im Schwarzwald von einer Scharlacherkrankung, Tochter Ruth war gerade bei den Großeltern, die im Juni 1933 beide Kinder an der französischen Grenze ihren Eltern übergaben (vgl. Seghers 1938 [1984]).

Die Familie richtete sich in Paris im Vorort Meudon ein, durch Unterstützung seitens der Eltern von Anna Seghers etwas besser gestellt als manch andere Exilierte, aber dennoch kam man gerade so über die Runden. Laszlo Radvanyi lehrte unter anderem an der 1935 von Exilanten gegründeten Freien Deutschen Hochschule (vgl. Vormeier 1998, 229), seine Aktivitäten unter seinem Parteinamen Johann Schmidt weckten die Neugier der Gestapo. In Berlin erkundigte sich das Geheime Staatspolizeiamt am 23. November 1937 beim Auswärtigen Amt nach „Dr. Johann Schmidt“, da die Pariser Tageszeitung vom 7. November 1937 einen Vortrag Schmidts in der Buchausstellung des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller angekündigt hatte. Die deutsche Botschaft in Paris konnte jedoch

nur berichten, dass Schmidt an der Freien Deutschen Hochschule unterrichtet hatte und dass er, als Quelle diente auch diesmal die Presse, 1936 schon einen Vortrag zum Thema „Die Ideologien und ihre Rolle in der Geschichte“ gehalten hatte.³ Seghers engagierte sich im 1933 gegründeten „Schutzverband Deutscher Schriftsteller im Ausland“, sprach auf zahlreichen Veranstaltungen, etwa 1935 auf dem „1. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur“ in Paris, bei dem im Sinne der Volksfront (*Front populaire*) Künstler aus einem breiten politischen Spektrum gemeinsam gegen Nazideutschland auftraten. Politische Grabenkämpfe waren jedoch den kommunistischen und sozialdemokratischen Gruppierungen im Exil ebenso wenig fremd wie schon vorher in Deutschland und auch später in Mexiko. Seghers' schriftstellerische Produktion war trotz der politischen Aktivitäten und der widrigen Umstände umfangreich: Neben vielen kleineren Beiträgen veröffentlichte sie in Exilverlagen die Romane *Der Kopflohn* (1933) und *Die Rettung* (1937). Im Herbst 1939 schloss sie *Das siebte Kreuz* ab, die Erstausgabe des Romans erschien 1942 in englischer Sprache in Boston. Die künstlerische Arbeit bot Zuflucht. Seghers verarbeitete darin die politischen Geschehnisse, teils beinahe tagesaktuell wie in ihrem Roman *Der Weg durch den Februar*, der sich auf den österreichischen Februaraufstand 1934 bezog und 1935 in Paris herauskam. Trotz des politischen Interesses gab sie ihren künstlerischen Anspruch nicht preis. Nachdem Johannes R. Becher⁴ ihr mangelnden Einsatz für die politische Arbeit vorgeworfen hatte, schrieb sie ihm, vermutlich im Dezember 1933: „Ich finde das meiste unheimlich schlecht u daher überflüssig, was an kleinen Sachen da gemacht wird – o Gott ist das unkontrolliert. ... Ich gebe zu, dass ich in allen künstlerischen Dingen etwas übertrieben u besessen bin, allerdings überzeugt, dass man nicht besessen genug sein kann.“ (Seghers 2008, 18).

Und die „besessene“ Künstlerin Seghers verfasste auch gänzlich „unpolitische“ Texte, etwa die Erzählung *Die schönsten Sagen vom Räuber Woynok*, die im Juni 1938 in der in Moskau erscheinenden Exilzeitschrift *Das Wort* gedruckt wurde: Die Geschichte des einzelgängerischen, geheimnisvollen Räubers Woynok und seines einsamen Todes. An den Herausgeber Fritz Erpenbeck schrieb Seghers dazu im März 1938: „Jetzt schicke ich Dir morgen eine Geschichte. Ich halte es für richtig der Geschichte ein Motto voranzustellen. Denn die Geschichte ist unpolitisch, sie ist eine Art Märchen.“ (Seghers 2008, 44). Das Motto lautet: „Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? Und wißt ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen? Ja, mühelos rührt der Pfiff eines Vogels an den Grund des Herzens und dadurch auch an die Wurzeln der Handlungen.“ (Seghers 1938, 22).

Die Lage in Europa spitzte sich immer weiter zu: im März 1938 der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich, im September 1938 das Münchner Abkommen, in dem die Annexion des „Sudetenlands“ unter anderen von Großbritannien und

Frankreich toleriert wurde. Im August 1939 wurde der Nichtangriffspakt zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion geschlossen, der für Unruhe unter den linken Exilanten sorgte und bei einigen, etwa dem Schriftsteller Gustav Regler, die ohnehin schon vorhandene Distanz zur Politik der Sowjetunion und der Kommunistischen Partei vergrößerte. Nach Kriegsbeginn im September 1939 fürchteten die Exilanten auch in Frankreich einen Angriff des Deutschen Reichs. Doch auch innerhalb Frankreichs änderte sich ihr Status, denn man sah sich dort durch die Anwesenheit von Ausländer_innen, zumal Kommunist_innen, bedroht, auch wenn sie erklärte Feinde Nazideutschlands waren. Im Frühjahr 1940 wurde Laszlo Radvanyi wie viele andere auch als „unerwünschter Ausländer“ im südfranzösischen Lager Le Vernet interniert (Radvanyi 2005, 38). Am 09. Mai 1940 schrieb Anna Seghers an Wieland Herzfelde nach New York:

„Wie Du weisst, gibt es bei uns immer viel Neues, und nur die Haelfte alles Durcheinander pfleg ich durch Schreiben zu erleichtern, die andre Haelfte behalt ich fuer mich um unsre [sic] Freunde nicht zu aeusserstem Wahnsinn zu bringen. Z. B. kam neulich die Kleinigkeit an mich, dass man meine Mutter nach dem Tod meines Vaters zwingen wollte von dort wo sie ist nach Shanghai zu fahren, nur darum weil dort zufaellig eine Quote frei war – an dieser seltsamen Nuss knack ich noch immer. Von meinem Mann weisst du.“ (Seghers 2008, 72f.).

Nach der Besetzung von Paris durch deutsche Truppen im Juni 1940 gelangten Seghers und ihre Kinder – nach einem vergeblichen Versuch – in den unbesetzten Teil Frankreichs, der jedoch auch nur begrenzt Sicherheit bot. Artikel 19 des Waffenstillstandsabkommens von Compiègne legte fest, dass Frankreich alle vom Deutschen Reich namentlich benannten deutschen Staatsbürger, die sich auf französischem Territorium befanden, auszuliefern hatte. Zwar war Anna Seghers nicht deutsche Staatsbürgerin (demzufolge findet sich ihr Name auch nicht auf den Ausbürgerungslisten des Deutschen Reichs), aber sie wurde von der Gestapo gesucht, und ihre Lage war nicht nur in finanzieller Hinsicht verzweifelt: Für sich und die Kinder hatte sie ein mexikanisches Visum, ihr Mann hatte keines, und ohne Visum konnte er das Internierungslager nicht verlassen. Ihr Visum lautete überdies auf ihren Schriftstellernamen, nicht auf den bürgerlichen, der im Pass stand. Seghers zählte zu den 20 Personen, die auf direkte Anweisung des mexikanischen Präsidenten Lázaro Cárdenas Einreisevisa erhalten sollten. Die Veröffentlichung dieser Liste in der mexikanischen Tagespresse wurde am 12. August 1940 durch den deutschen Botschafter Ruedt von Collenberg nach Berlin berichtet.⁵ Schon am 15. März 1940 hatte Seghers den Schriftsteller Franz Carl Weiskopf in New York gebeten: „Aber wir wissen sehr gut, dass es ungeheuer schwierig ist, ein Einreisevisum für die Vereinigten Staaten zu erhalten. Deshalb bitte ich Dich, nichts unversucht zu lassen, um für mich, meinen Mann und meine Kinder die Visen für Mexico zu bekommen. ... Diese Visa-Frage ist im Moment die wichtigste Frage in unserem Leben.“ (Seghers 2008, 438, im Original französisch). Seghers betont auch an anderer Stelle, dass sie die USA als Zuflucht bevorzugt hätte, doch Visa für die USA zu erhalten, wurde immer schwieriger, vor allem für

Kommunist_innen, und so blieb nur der Weg nach Mexiko, das vor allem Exilsuchende aus dem linken Spektrum bereitwillig aufnahm und ihnen Arbeitserlaubnis sowie gute Lebensbedingungen bot. Seghers war, wie andere auch, auf Hilfe angewiesen, Hilfe bei der Beschaffung von Visa, Transitvisa, Schiffspassagen. Sie lebte in Pamiers, nahe beim Internierungslager Le Vernet. In Marseille befanden sich Konsulate, Büros von Hilfsorganisationen, und es war der einzig noch mögliche Abreisehafen.

„Wir sind immer noch hier in Marseille und warten auf unsere Transit-Visa. Ich weiß nicht, ob ich sie kriegen werde. ... Dieses Leben hier – ein halbes Leben, eine halbe Realität – wäre unerträglich, wenn ich nicht begonnen hätte, ernsthaft zu arbeiten. Ernsthaft, aber etwas sehr Leichtes, sehr Zartes“ (Seghers 2008, 466, im Original französisch). So beschrieb Anna Seghers am 3. März 1941 ihre Situation. Unsicher, ob und wann sie und ihre Familie würden abreisen können, begann sie mit der Arbeit am Roman *Transit*, in dem sie die Situation der Flüchtlinge in Marseille thematisiert.

Schließlich reiste die Familie am 24. März 1941 ab, mit Aufhalten auf Martinique, San Domingo und Ellis Island / New York erreichte man Ende Juni Veracruz, und Mexiko-Stadt bot ein neues Zuhause. Dort beendete Seghers den Roman *Transit*, arbeitete mit an der Zeitschrift *Freies Deutschland*, war Präsidentin des „Heinrich-Heine-Klubs“, der bis 1946 ein deutschsprachiges Kulturprogramm anbot. ▶ Abb. 2



Abb. 2 Programm für einen „Kabarett-Abend“ im Heinrich-Heine-Klub am 23. Januar 1943, u.a. mit Steffie Spira, Egon Erwin Kisch und Brigitte Chatel (eigentlich Brigitte Alexander), und mit Ankündigung einer Lesung von Anna Seghers | Akademie der Künste, Berlin, Kurt-und-Jeanne-Stern-Archiv, Nr. 158

Ihr Mann konnte als Wissenschaftler tätig sein. Die Einkünfte waren mager, aber 1943 besserte sich die finanzielle Lage deutlich: *Das siebte Kreuz* hatte auf dem US-amerikanischen Buchmarkt großen Erfolg, und der Verkauf der Filmrechte nach Hollywood brachte gute Einkünfte – der Film unter Regie von Fred Zinnemann mit Spencer Tracy in der Hauptrolle kam 1944 heraus.

Bereits am 1. September 1942 hatte Seghers in einem Brief an Johannes R. Becher und Michail Jurjewitsch Apletin in Moskau ihre Lage so zusammengefasst: „Mit unsrem Leben geht es so: Es gibt hier gewiss unglaublich viel zu sehn und zu lernen. Das Land, das Volk, die indianische Frage, diese ganzen Lebensbedingungen, die nichts gleichen, was wir je kannten, das alles muss grossartig für einen Schriftsteller sein. Nur habe ich, haben wir alle mehr oder weniger das Gefühl, vom Brennpunkt, vom Wichtigsten zu weit entfernt zu sein, ...“ (Seghers 2008, 137f.).

Seghers' Blick geht nach Europa, und nicht nur ihrer. Das Gefühl, dem Krieg und den politischen Verwerfungen nichts entgegenzusetzen zu können, bestimmen das Leben derer, die nicht emigriert waren, um sich andernorts anzusiedeln, sondern Vertriebene waren, die die Ursachen der Flucht bekämpfen und zurückkehren wollten. Wenig konnten sie aus der Ferne tun, doch sie versuchten, Zeichen zu setzen. ▶ Abb. 3

So fand etwa am 7. Juli 1943 im Palacio de Bellas Artes in Mexiko-Stadt eine Gedenkveranstaltung für das von Nationalsozialisten als Vergeltung für das Attentat auf Reinhard Heydrich im Juni 1942 zerstörte Dorf Lidice und seine ermordeten Bewohner_innen statt: veranstaltet von der Asociación Checoslova-co-Mexicana, mit einem Redebeitrag unter anderen von der Journalistin und Schriftstellerin Lenka Reinerová, einer aus London übertragenen Rede des Außenministers der tschechoslowakischen Exilregierung, Jan Masaryk, der Auf-führung von Bedřich Smetanas *Mein Vaterland* unter der Leitung von Carl Alwin (Karl Alwin), ehemals Dirigent an der Wiener Staatsoper. Einem Beitrag im August-Heft des Freien Deutschland zufolge war auch der sowjetische Botschaf-ter Konstantin Alexandrowitsch Umanskij anwesend. Anna Seghers hingegen saß nicht im Publikum: Sie war am 24. Juni 1943 von einem Auto angefahren worden und hatte eine schwere Kopfverletzung erlitten. Sie lag einige Tage im Ko-ma, und es dauerte lange, bis sie die darauf folgende Amnesie überwunden hatte. Unmittelbar nach der Genesung verfasste sie die Erzählung *Der Ausflug der toten Mädchen* – der einzige ihrer literarischen Texte mit autobiografi-schem Bezug. Anschließend arbeitete sie an dem Roman *Die Toten bleiben jung*, der die Geschichte Deutschlands von 1918 bis 1945 in einem figurenrei-chen Panorama darstellt und 1949 in der DDR erschien. Ihre Eindrücke aus Lateinamerika verarbeitete sie erst später, etwa in den Erzählungen *Crisanta* (1951) und *Das wirkliche Blau* (1967) oder im Roman *Überfahrt* (1971). So lange sie in Mexiko lebte, immerhin fast sechs Jahre, blieb Seghers in ihrer Arbeit nach Euro-pa gewandt, auch in Sorge um Freunde und vor allem um ihre Mutter, deren Ausreise zu bewerkstelligen ihr trotz aller Bemühungen nicht gelang. Seghers'

MARTES 6 DE JULIO DE 1943
A las 20 horas en la Sala de Espectáculos del

PALACIO DE BELLAS ARTES
GRAN MITIN
CONTRA LA BARBARIE NAZI
 Y
en Homenaje al Pueblo Martir de
LIDICE
Presidido por el Lic. Miguel Alemán,
Secretario de Gobernación.

Oradores:

Dr. JAN MASARYK, Ministro de Relaciones de Checoslovaquia, hablará a control remoto desde Londres.
 Dr. KAREL WENDL, encargado de negocios de Checoslovaquia,
 Lic. ANTONIO VILLALOBOS, Presidente del P. R. M.,
 Sr. MAURICE GARREAU DOMBASLE, delegado del Comité Nacional Francés.
 Lic. VICENTE LOMBARDO TOLEDANO, Presidente del C.T.A.L.,
 Lic. ALEJANDRO CARRILLO, Diputado Federal.
 Dr. OSKAR STERN, Vicepresidente de la Asociación Checoslovaco Mexicana,
 LENKA REINEROVA, escritora Checoslovaca.

EN LA PARTE ARTISTICA PARTICIPARAN:
 Srta. Amparo Margain y la Srta. Enriqueta Legoneta, con canciones Checoslovacas acompañadas por el Maestro Carl Alvin.
 La Srta. Dolores del Rio, asistirá al acto.
 Banda de la Srta. de Marina, dirigida por el Capitan to. Estanislao Garcia Espinosa.
 Poema Sinfónico del ciclo "Mi Patria" del compositor Checoslovaco B. Smetana, ejecutado en México por primera vez por la Banda de la Srta. de Marina, dirigida por el Maestro Carl Alvin.

ENTRADA LIBRE **!No deje Ud. de asistir!**
Organizado por la Asociación Checoslovaco-Mexicana.

Imp. "EL LIBRO DE LOS DIAS", Mexico D. F.

Abb. 3 Asociación Checoslovaco-Mexicana: Gran Mitin Contra la Barbarie Nazi, 6.7.1943, México D. F. | Akademie der Künste, Berlin, Lenka-Reinerová-Archiv, o. Sign.

Vater war 1941 gestorben, ihre Mutter wurde 1942 in das Lager Piaski deportiert und ermordet, ihr Todesdatum ist nicht bekannt.

Nach dem Ende des Krieges waren die Reisemöglichkeiten zunächst begrenzt, erst im April 1947 kehrte Seghers nach Berlin zurück. Mexiko sah sie nie wieder. Das zerstörte Berlin war ihr zunächst so fremd, dass sie einen „mexikanischen Sektor“ vermisste (Seghers 2008, 219). Am 16. Dezember 1947 berichtet sie in einem Brief an Katharina Schulz, das Kindermädchen von Peter und Ruth Radvanyi in Berlin und Paris: „Das Zurueckkommen nach Deutschland (ich weiss nicht, wie lange ich bleibe) ist auch fuer mich nicht ganz einfach. Die Menschen sind andere Menschen als in den romanischen Laendern und erst recht als die Indios. Durch viele Dinge werde ich nicht so leicht durchkommen. Die vielen und schroffen Umstellungen sind auch fuer mich nicht einfach. Es ist nicht einfach Vergesslichkeit, auch keine Traegheit, wenn ich manchmal viel zu kaputt bin, um zu schreiben. Gerade wie ich es in diesem Brief getan habe, was mir auf dem Herzen liegt. Ich glaube garnicht, dass der Mund ueberlauft, wenn das Herz voll ist. Der Mund verschliesst sich dann manchmal erst recht. Viel Leid, viel Verzweiflung (womit wir nicht allein sind), viel Dummheit und viel Gemeinheit haben wir aus diesem Land erfahren, auch viel wunderbare Dinge. Mein Freund Philipp Schaeffer, den Du, glaube ich, kanntest, war hier nicht aufzufinden. Er war gouilliotoniert. Es gab ihn also in diesem Land und die, die das mit ihm taten. Ich spreche garnicht von meiner Mutter. Ich spreche auch nicht von der Barbarei des Faschismus allein, die wird in jedem Land grausam und wild sein.“ (Seghers 2008, 265f.).

Seghers wohnte in West-Berlin, sie hatte einen mexikanischen Pass, der ihr eine gewisse Reisefreiheit bot, zum Beispiel nach Paris, wo ihre Kinder studierten. „Westemigranten“ standen in der DDR generell unter dem Verdacht politischer Unzuverlässigkeit im Vergleich zu den Genoss_innen, die nach 1933 in die Sowjetunion gegangen waren. 1950 gab Seghers unter dem Druck der SED ihre mexikanische Staatsangehörigkeit auf und verlegte ihren Wohnsitz nach Ost-Berlin.⁶ Ihr Mann kehrte erst 1952 aus Mexiko zurück und erhielt eine Professur an der Humboldt-Universität. Seghers übernahm kein Parteiamt, war jedoch von 1952 bis 1978 Präsidentin des Schriftstellerverbandes und blieb stets Kommunistin und loyale Bürgerin der DDR. 1947 erhielt sie den Büchnerpreis der Stadt Darmstadt, zahlreiche Auszeichnungen der DDR und der UdSSR folgten. In der Bundesrepublik Deutschland wurden ihre Werke zögernd rezipiert, in der DDR oft einseitig. Hier wie dort wurde sie meist auf das *Siebte Kreuz* und die Parteiautorin reduziert – beides wird der Komplexität ihres Werks nicht gerecht. 1981 erhielt sie die Ehrenbürgerwürde ihrer Geburtsstadt Mainz, im Juni 1983 starb sie in Berlin. Den Mainzerischen Tonfall behielt sie ihr Leben lang, für Frankreich hegte sie Sympathie, ebenso für Lateinamerika; der Partei, für die sie sich als junge Frau entschieden hatte, blieb sie treu, und in Berlin lebte sie lange Jahre. Wo sie sich zu Hause fühlte, muss offen bleiben. „Nicht die Bewohner einer Straße, sondern die, die sie im Vorbeigehen durchqueren, genießen am innigsten ihren Frieden.“ (Seghers 1938 [1984], 9).

- 1 Die Zahl der Publikationen zum Exil 1933-1945 ist immens, hier nur einige wenige Hinweise: Zu Exilorten, Institutionen und anderen allgemeinen Informationen vgl. Krohn et al. (1998), zum Exil in Frankreich Vormeier (1998), Roussel/Winckler (2012), in Mexiko Patka (2002), Pohle (1986), Aktives Museum (2012).
- 2 Zur Biografie von Anna Seghers stütze ich mich auf Zehl Romero (2000/2003), Wagner et al. (1994), sowie die Erinnerungen ihres Sohnes vgl. Radvanyi (2005); zum Exil, mit Dokumenten aus dem FBI-Archiv, vgl. Stephan (1993) und auch das seit 1992 erscheinende Jahrbuch der Seghers-Gesellschaft, Argonautenschiff.
- 3 PA AA, R 99588.
- 4 Johannes R. Becher (1891–1958), Schriftsteller, Exil ab 1933 Österreich, Prag, Paris, ab 1935 Sowjetunion, ab Juni 1945 wieder in Berlin, 1954–1958 Kulturminister der DDR, Mitglied im Zentralkomitee der SED.
- 5 PA AA; R 99600.
- 6 Zur politisch-kulturellen Situation in der frühen DDR vgl. Brockmann (2015), der sich auch detailliert mit den Diskussionen um Seghers' Roman *Die Toten bleiben jung* befasst.

Quellen

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA): R 99588, Referat Deutschland, Aktenzeichen 83–75: Deutsche Emigrantentätigkeit im Ausland, Band 14, Fiche 6084 (b8-b13). R 99600, Inland II A/B 83-75 Tätigkeiten deutscher Emigranten im Ausland, Fiche 6139 (e13-e14).

Literatur

Brockmann, Stephen (2015): *The Writer's State. Constructing East German Literature, 1945–1959*. Rochester, New York.

Cohen, Robert (2006): *Viele Cafés und eine Pizzeria. Signifikanz des Insignifikanten in Anna Seghers' Transit*. In: Argonautenschiff 15, 289–302.

Krohn, Claus-Dieter et al. (1998): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt.

Aktives Museum (2012): *Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939*. Ausstellungskatalog, Berlin.

Masaryk, Jan (1944): *Speaking to my Country*. London.

Patka, Marcus G. (2002): *Wildes Paradies mit Ablaufzeit. Struktur und Leistung deutschsprachiger Exilanten in México Ciudad*. In: Exilforschung 20, 213–241.

Pohle, Fritz (1986): *Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937–1946)*. Stuttgart.

Radvanyi, Pierre (2005): *Jenseits des Stroms. Erinnerungen an meine Mutter Anna Seghers*. Berlin.

Roussel, Hélène / Winckler, Lutz (2012): *Exil in Frankreich. Selbstbehauptung, Akkulturation, Exklusion über einige Themen der Forschung*. In: Exilforschung 30, 166–191.

Seghers, Anna (1938): *Die schönsten Sagen vom Räuber Woynok*. In: Das Wort, 3 / 6, 22–34.

Dies. (1938 [1984]): *Six jours, six années – pages du journal*. Zuerst veröffentlicht in: Europe, Paris. Deutsche Übersetzung in: Neue deutsche Literatur, 32 / 9, 5–9.

Dies. (1942 [2000]): *Das siebte Kreuz. Roman aus Hitlerdeutschland*. Bandbearbeitung Bernhard Spies. Werkausgabe, I / 4. Berlin

Dies. (1948 [2001]): *Transit*. Roman. Bandbearbeitung Silvia Schlenstedt. Werkausgabe, I / 5. Berlin.

Dies. (2008): *Ich erwarte Eure Briefe wie den Besuch der besten Freunde. Briefe 1924–1952*. Hg. von Christiane Zehl Romero und Almut Giesecke. Berlin.

Stephan, Alexander (1993): *Anna Seghers im Exil. Essays, Texte, Dokumente*. Bonn.

Vormeier, Barbara (1998): „Frankreich“. In: Claus-Dieter Krohn et al.: *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt, Sp. 212–250.

Wagner, Frank et al. (1994): *Anna Seghers. Eine Biographie in Bildern*. Mit einem Vorwort von Christa Wolf. Berlin.

Zehl Romero, Christiane (2000/2003): *Anna Seghers. Eine Biographie*. 2 Bände, Berlin.



Kristina Heizmann

**„Guests of the Nation“
oder „Gastarbeiter“?
Belgische Geflüchtete
in Großbritannien,
1914–1918**

Der Erste Weltkrieg zerbrach ein Europa, das zuvor schon unter den Spannungen zwischen den Monarchien gestöhnt hatte. Auf die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien hin traten in rascher Folge Russland, Frankreich und Deutschland in den Krieg ein. Am 4. August 1914 marschierten deutsche Truppen in Belgien ein (vgl. Lloyd 2002, 51ff.) – eine Entscheidung, die zum Auslöser einer Bevölkerungsbewegung ungeahnten Ausmaßes werden sollte. Die Kriegshandlungen, Belagerungen und Bombardierungen trieben die Menschen bereits im August aus ihren Heimatorten in Richtung Küste. In Antwerpen strandeten Zehntausende ohne feste Unterkunft oder Versorgung. Großbritannien, Bündnispartner Belgiens und nach dem deutschen Einmarsch in Belgien in den Krieg eingetreten, stimmte angesichts der hoffnungslosen Lage zu, einen Teil der Geflohenen nach Großbritannien zu evakuieren. Im September wurde eine Schiffsverbindung eingerichtet, über die bereits im ersten Monat 10.000 Menschen nach Großbritannien gelangten. Der Fall Antwerpens im Oktober schließlich löste einen wahren Exodus aus, fast eine Million Menschen suchten Zuflucht in den Niederlanden. Der Platz auf den britischen Schiffen reichte bei weitem nicht mehr aus, um alle Ausreisewilligen zu befördern, so dass zusätzliche Verbindungen eingerichtet werden mussten (vgl. Holmes 1988, 87; Amara 2004, 6ff.). Zwischen dem 20. September und dem 24. Oktober allein kamen über 35.000 Belgier_innen in Folkestone in Großbritannien an. Im Verlauf des Jahres 1915 wuchs die Zahl der Geflüchteten auf 210.000 an (vgl. Amara 2004, 15).¹ Die Evakuierung dieser Menschen war ohne Beispiel in der Geschichte Europas.² In Großbritannien wurden die geflohenen Belgier_innen im Sinne des Aliens Restrictions Act von 1914 (vgl. Holmes 1988, 94) als *alien friends* (im Unterschied zu den *alien enemies*) eingestuft.³ Neben dem Nachweis, nicht Angehöriger einer feindlichen Nation zu sein, musste man erstens in Folge des Krieges sein Zuhause verloren haben, zweitens *of good character*⁴ und drittens ärztlich untersucht, also gesundheitlich nicht für die britische Bevölkerung gefährlich sein.⁵ Erfüllte man diese drei Kriterien, dann wurde man auf der Insel als *belgian refugee* aufgenommen.

An den Bahnsteigen Londons wurden diese *refugees*, in überfüllten Zügen aus den Küstenorten kommend, im Sommer und Herbst 1914 von Menschenmengen und Hilfsorganisationen begeistert empfangen. Sie wurden zum Symbol der Brutalität und Rücksichtslosigkeit des Kriegsgegners Deutschland. Die Berichte über die Geflüchteten waren voller Sympathie, aber auch nicht ohne ein leichtes Schaudern – begegnete man hier doch der Realität des Krieges, wie sie in Großbritannien selbst noch nicht angekommen war. „... one saw people who had been days under fire and in cellars, others having had no food for days, one woman having exchanged her wedding ring for a crust of bread for her children.“⁶ Diese Geschichten, erzählt und gehört direkt am Bahnsteig, wurden Teil der Kriegspropaganda, die nach 1914 schnell sowohl den Bündnisfall als auch die Fluchtbewegung in ihre Erzählung des Verhältnisses der europäischen Staaten integrierte. Großbritannien stilisierte sich selbst darin zur *historical protectress* Belgiens,⁷

die Geflohenen zu Helden und gleichzeitig Opfern des großen Krieges. Stets wiederkehrendes Element dieser Heldenerzählung war die *gallant opposition* der Belgier, die dem Einmarsch der Deutschen Widerstand geleistet hatten, der Terror, den deutsche Truppen unter der Zivilbevölkerung verbreiteten, und die Flucht der Widerständler, „driven from every refuge by the fear inspired by the enemy’s method of warfare“⁸.

Die Solidarität diesen Menschen gegenüber, die Bereitschaft von Regierung und Bevölkerung zur Hilfeleistung stand in engem Zusammenhang mit der Rolle des belgischen Widerstandes gegen die deutsche Armee. Die Geflüchteten wurden zum Symbol für das Leiden des *little Belgium*, das sich selbst geopfert hatte, um die deutsche Armee am Durchmarsch zu hindern. *Bravo Belgium!* titelte der Punch im August 1914 und feierte den heldenhaften, aber wenig aussichtsreichen Kampf der belgischen Truppen als einen Triumph der Kultur über die deutsche Barbarei.⁹ Die *gallant opposition*¹⁰ Belgiens wurde zum heroischen, allerdings zum Scheitern verurteilten Versuch, stellvertretend für die westliche Zivilisation die deutsche Armee aufzuhalten und zur Begründung einer moralischen Verpflichtung Großbritanniens, die Geflüchteten aufzunehmen. Bereits im September 1914 schrieb die Times fast schon routiniert über die *German atrocities* und die Belgier als *victims of German barbarity*.¹¹ Im Kontext dieser Berichte konnte nun jeder seinen eigenen Beitrag zur Kriegsanstrengung an der *Home Front* leisten, beispielsweise durch Engagement in Hilfsorganisationen, aber vor allem durch die Aufnahme von geflohenen Belgier_innen in das eigene Zuhause. Wer auf diese Weise half, der distanzierte sich auch gleichzeitig von der „Barbarei“ Deutschlands.¹² Die Geflüchteten wurden zu *guests of the nation* erklärt, die Anspruch auf die Gastfreundschaft der britischen Nation erheben konnten.¹³ Sie zu versorgen, wurde im Sommer 1914 für Staat und Bevölkerung zu „(the) country’s obligation of honour“¹⁴, zur Ehrenpflicht.

Eine derjenigen, die ihr Leben in möglichst kleinem Reisegepäck verstaute und sich im Winter 1914/15 auf den Weg nach Großbritannien machten, war die bemerkenswerte Laure Vanderstichele. Geboren 1871 in Terwagne in der Provinz Lüttich,¹⁵ war sie eine der ersten Frauen Belgiens, die eine Universität besucht hatte.¹⁶ Als der Krieg ausbrach, lebte sie in Brüssel, hatte sich gerade von ihrem Mann scheiden lassen,¹⁷ ihre ältesten Töchter Paule und Madeleine hatten ein Studium an der Universität in Gent aufgenommen.¹⁸ Neuigkeiten wurden im von der deutschen Armee besetzten Brüssel heimlich auf papiernen Einkaufsstützen verbreitet. Dort fand Laure den Hinweis, dass das Bedford College for Women der University of London Geflohenen ein gebührenfreies Studium ermögliche. Ohne zu wissen, ob dies tatsächlich der Fall war – ein nach London geschmuggelter Brief war ohne Antwort geblieben – nahm sie die Zukunft ihrer Töchter in die Hand, über die sie weder den Krieg noch die Deutschen bestimmen lassen wollte. Den deutschen Besatzungsbehörden erklärte sie, dringend zu ihrem angeblich sterbenden Mann nach Amsterdam zu müssen, erhielt unter der Auflage der Rückkehr eine Reisegenehmigung und machte sich mit ihren Töchtern und



Abb. 1 Kriegszerstörung in Mechelen nach dem Einmarsch der deutschen Armee, September 1914

| Royal Museum of the Army and of Military History, Brüssel; Nr. Inv. KLM-MRA: B-1-282-9

kleinstem Gepäck – ein wenig Kleidung, aber auch Nadel, Faden, Scheren und Stoffreste – auf den Weg. ▶ Abb. 1

Laure schilderte im Brief an ihre Eltern den Blick auf ihr vom Krieg verwüstetes Land, durch das sie zunächst per Boot in Richtung Antwerpen reiste, auf die zahlreichen Holzkreuze, die die hastig aufgeworfenen Gräber markierten, auf zerstörte Schlösser und Anwesen, gesprengte Brücken und zerbombte Städte. Im ebenfalls bombenzerstörten Antwerpen musste sie feststellen, dass es eine direkte Bootsverbindung zum Zwischenziel Vlissingen¹⁹ nicht mehr gab, fand aber ein Boot, das sie nach Hansweert mitnahm, gelegen auf halber Strecke nach Vlissingen. Von dort gelangten Laure, Paule und Madeleine mit dem Zug in die Hafenstadt, von der aus sie nach Großbritannien überzusetzen hofften. Wo immer möglich, sicherte Laure trotz schwindender Bargeldbestände Kabinen der ersten Klasse, da man, wie sie an ihre Eltern schrieb, den eigenen Standard doch noch nicht aufgeben habe.²⁰ In leichtem Tonfall erzählte sie von der guten Gesellschaft, in der die Reise stattgefunden habe, ließ aber auch nicht die gründliche Durchsuchung durch deutsche Soldaten aus, der sie und ihre Töchter sich wohl mehrfach unterziehen mussten – und schreibt von der Totenstille, die alle erfasste, als man bemerkte, dass das kleine Boot zwischen schwimmenden Minen manövrierte.

In Vlissingen schaffte sie es, eine Warteschlange von mehreren hundert Ausreisewilligen vor den belgischen und britischen Konsulaten zu umgehen und

rechtzeitig Kabinen für sich und ihre Töchter zu reservieren. Die Umstände der Seereise auf dem sehr kleinen Schiff bei starkem Wind, eisigen Temperaturen und der Gefahr durch scharfe Minen ließen ihr Herz vor Angst rasen. Dennoch verbarg sie für ihre Töchter ihre Angst hinter einem Lachen – zumindest, bis die Seekrankheit auch sie erfasste. ▶ Abb. 2

Über Folkestone, wo die obligatorische medizinische Überprüfung zu überstehen war,²¹ erreichten sie Großbritannien, von dort aus ging es per Zug nach London.²² Auf dem Bahnhof nahmen Freiwilligenkomitees die kleine Reisegruppe zusammen mit anderen aus Belgien Angekommenen zur weiteren „Verteilung“ in Empfang. Hier, wo die Anspannung der Reise nachlassen konnte, folgte Desillusionierung auf die anfängliche Euphorie: In London waren sie nur noch drei von Zehntausenden, die Unterkunft in der Stadt suchten – und von ihrem Geld war außer einer eisernen Reserve auch nichts mehr geblieben. London zeigte sich dunkel und abweisend. Als Erstunterkunft diente eine Gemeindehalle, vollgestellt mit provisorischen Betten, fast alle belegt von Frauen und Kindern. Gespräche mit den früher Angekommenen, die von der Hilflosigkeit der Hilfsorganisationen berichteten, die nur wenig für die Geflohenen tun konnten, da private Unterkünfte rar geworden waren, bestärkten Laures Entschluss, so schnell wie möglich selbst ein Auskommen zu finden. Sie hoffte aber nach wie vor, dass der Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein würde.²³ Einmal mehr machte sie sich mit ihren Töchtern auf den Weg durch London, in der Tasche Empfehlungsschreiben und die verbliebenen



Abb. 2 Gedränge um Plätze auf einem Boot von Ostende nach Großbritannien, Oktober 1914

| Royal Museum of the Army and of Military History, Brüssel; Nr. Inv. KLM-MRA: 201271754

Abb. 3 Meldebescheinigung Laure Vandersticheles mit offensichtlich nachträglich eingefügtem Bild. Alle Ortswechsel mussten der Polizei bzw. dem Aliens Registration Office gemeldet werden und wurden in der Bescheinigung vermerkt. | Imperial War Museum, London

dreiBig Shilling und fünf belgische Francs: zum Bedford College for Women, von dem sie sich so viel für ihre Töchter erhofft hatte. Umsonst, wie es zunächst schien – denn die Gerüchte um kostenlose Studienplätze waren tatsächlich nur Gerüchte gewesen.²⁴ Trotzdem half man dort pragmatisch und unbürokratisch: Die Direktorin und ihre Mitarbeiter nahmen sich der Familie an, organisierten Unterkunft für Laure bei einer wohlhabenden alleinstehenden Dame in Hampstead, Paule und Madeleine kamen bei einem Arzt in Devonshire Place unter. Tatsächlich gelang es den Töchtern, innerhalb von sechs Monaten die englische Sprache zu lernen – Voraussetzung, um sich schließlich doch noch am College einschreiben zu können.²⁵ ▶ Abb. 3

Laure Vandersticheles Geschichte deutet bereits an, dass sich der anfängliche Enthusiasmus, die begeisterte private Hilfe (zehntausende Belgier waren von Familien und Alleinstehenden aufgenommen worden) für die *guests of the nation* mit der Fortdauer des Krieges auch angesichts der eigenen Verluste und Nöte zu erschöpfen begannen. Dass sich die Helden des Widerstandes gegen die *German barbarity* als ganz gewöhnliche Menschen herausstellten, die keineswegs den von der Kriegspropaganda gemalten Heldenbildern entsprachen, enttäuschte die Helfenden. Man hatte erwartet, dass die Belgier ihren Dank für die Aufnahme auch dadurch ausdrückten, dass sie sich den kulturellen Gegebenheiten anpassten.²⁶ Stattdessen klagten die Gastgeber über die fehlende Anpassungsfähigkeit ihrer Gäste, beispielsweise die angeblich mangelnde Hygiene: die *belgian refugees* hätten andere sanitäre Vorstellungen als die Briten und seien nicht selten sehr unrein.²⁷ Ein Tagebuchauszug fasst die wachsenden Vorbehalte

gegenüber den *guests of the nation* zusammen: „... the Belgians were not grateful. They won't do a stroke of work, and grumble at everything, and their morals ...! It may be true enough that Belgium saved Europe, but ... save us from the Belgians! As far as I am concerned, Belgianitis has quite abated.“²⁸

Schon im Spätherbst 1914 gingen die zu Beginn des Krieges noch in unüberschaubarer Zahl eingetroffenen privaten Hilfs- und Unterbringungsangebote drastisch zurück. Premierminister Herbert Henry Asquith, der gezögert hatte, den Staat bei der Hilfe für die „absolutely destitute refugees“ einzubinden und die Verantwortung dem War Refugees Committee (WRC)²⁹ übertragen hatte,³⁰ musste eingestehen, dass das WRC als private philanthropische Organisation trotz selbstloser Arbeit der vielen unbezahlten Helfer an seine Grenzen gekommen war.³¹ Das Local Government Board (LGB) übernahm den gesamten Komplex der Aufnahme und Registration der Geflüchteten.³² Das LGB war für die Erstaufnahme verantwortlich und übernahm die sofortige Unterstützung der besonders Bedürftigen. In großen Auffanglagern stellte es die Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidung sicher.³³ Um vor allem diese Auffanglager funktionsfähig zu halten, sah die Regierung sich gezwungen, über das LGB immer mehr finanzielle Mittel in die Flüchtlingshilfe zu investieren. Denn mit der Fortdauer des Krieges und dem Rückgang der privaten Hilfsangebote kehrten immer mehr Geflüchtete in diese Lager zurück, anstatt sie zu verlassen.³⁴

Die Regierung beschloss deswegen schon im Oktober 1914, Geflohene zur Deckung des inzwischen spürbar werdenden Arbeitskräftebedarfs einzusetzen. Für die Belgier sollten Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden, ohne sie zur Konkurrenz für einheimische Arbeiter zu machen. Am einfachsten war das in der unterbesetzten Rüstungsindustrie.³⁵ Belgische Arbeitswillige sollten allerdings nur dann angestellt werden, wenn keine britischen Arbeiter für die gleiche Stelle zu finden waren.³⁶ Ab Anfang des Jahres 1915 beschäftigte die Rüstungsindustrie auf dieser Grundlage belgische *refugees* in den Munitionsfabriken. Angesichts des zähen Stellungskrieges an der Westfront und des großen Verbrauchs an Munition und Granaten wurde die Suche nach zusätzlichen Rüstungsarbeitern zur „gravest urgency“³⁷. Die Möglichkeiten, die die Einstellung derjenigen Geflüchteten bot, die sich bereits im Land befanden, waren schnell ausgeschöpft. Denn viele belgische Männer im waffenfähigen Alter wurden zur gleichen Zeit von der belgischen Regierung zurück an die Front gerufen. Home Office und Board of Trade versuchten daher, dem Arbeitskräftemangel durch die Anwerbung zusätzlicher belgischer Arbeitskräfte auf dem Festland entgegenzuwirken. Ende des Jahres 1914 begann der Transport von belgischen Geflohenen aus den Niederlanden nach Großbritannien. Vorstellungen von Wohltätigkeit und humanitärer Flüchtlingsarbeit wichen der Ansicht, dass die Beschäftigung der Belgier in der Kriegswirtschaft eine ökonomische Notwendigkeit darstellte. Über die Geflüchteten wurde zwar immer noch als *guests of the nation* gesprochen und geschrieben. Ihre Stellung in der Kriegswirtschaft war aber längst eine andere: Sie hatten einen wirtschaftlichen Nutzen erhalten, waren ein kriegswichtiger Faktor gewor-

No. of Identification Card	298	PHOTOGRAPHS OF HOLDER.	
No. van Identifikasiekart		FOTOGRAFIE VAN HOËRER.	
Surname	VANDERSTICHELE		
Van			
Given Name	Laure		
Voornam			
Date of Birth	4th August, 1871.		
Gebortedatum			
Country of Birth	Belgium		
Geburtsland			
Nationality	Belgian		
Nasionaliteit			
Height	5'0"	Colour of Eyes	greenish brown
Wagter		Kleur van Oë	
Length		Physical disabilities	None
Lengte		Liggaanslike gebreke	
Signature	L. Vanderstichele		
Handtekening			
<p>The person referred to above resided at <i>23rd Cape Town</i> <i>23rd Cape Town</i></p>			
from	21-10-1940		
van die S.R.			
Place	CAPETOWN		
Plaas			
Date			
Datum			

Abb. 4 Ausweis Laure Vandersticheles von 1940, ausgestellt durch die Südafrikanische Union
 | Imperial War Museum, London

den. Im Juli 1917 gab es kaum noch unbeschäftigte belgische Arbeiter in Großbritannien, ohne Arbeit waren lediglich verwundete Soldaten, alte Männer und Frauen.³⁸ 1918 waren 57.000 Belgier_innen in England als „beschäftigt“ registriert, über die Hälfte davon waren in der Rüstungsindustrie tätig.³⁹ Aus den Gästen der Nation waren Gastarbeiter_innen geworden.

Die Probleme blieben nicht aus. Eine Integration der Geflüchteten in ihr neues Arbeitsumfeld erwies sich durch die große Zahl der Einstellungen als schwierig. Viele Arbeitgeber befürchteten, dass sich angebliche schlechte Angewohnheiten der Belgier in England durchsetzen könnten, beispielsweise die als besonders unproduktiv geltende Zigarettenpause. Gewerkschaftler wiederum beschuldigten die Belgier einer zu schnellen Arbeitsweise, durch die die Errungenschaften der Gewerkschaften aufs Spiel gesetzt würden. Der Kriegsverlauf half schließlich, solche Probleme zu lösen: Da die große Nachfrage sogar die Eröffnung neuer Fabriken rentabel machte, war es angesichts der Integrationsproblematik nur konsequent, die belgischen Arbeiter in Gruppen zusammenzuziehen und ganze Fabriken mit belgischer Belegschaft zu besetzen. Sie waren Symbol der belgischen Selbsthilfe in Zeiten des Krieges, demonstrierten gleichzeitig produktive Kriegsbeteiligung und ermöglichten es, das Problem der Integration einer großen Anzahl „fremder“ Arbeiter_innen zu lösen.⁴⁰

Die *guests of the nation*-Rhetorik schloss ebenfalls nicht aus, dass die Regierung schon ab 1916 die Rückführung der *belgian refugees* plante. 1917 wurde ein Komitee eingesetzt, das die Repatriierung vorbereitete. Ziel war es, die Geflüchteten direkt nach der Befreiung Belgiens zurückzuschicken, auch wenn die Kriegshandlungen in Europa bis dann noch nicht zu einem Ende gekommen sein sollten. Die Regierung hegte Befürchtungen, nach dem Krieg könnten die Geflohenen zu *undesirable aliens* werden, die den Staat finanziell belasten würden.⁴¹ Als

problematisch sah man die Rückführung der rund 170.000 Belgier_innen nicht an. Dank der Arbeit von Regierung und Wohltätigkeitsorganisationen seien sie in der Lage, sich durch ihr in Großbritannien angesammeltes Ersparnis in der alten Heimat eine neue Lebensgrundlage zu schaffen.⁴² Zwischen Dezember 1918 und Mai 1919 hatten die britischen Behörden die Rückkehr von über 65.000 ehemaligen *guests of the nation* finanziert, weitere waren auf eigene Kosten heimgereist. Zwei Monate später hatten nach Aussage des Home Office fast alle Belgier_innen die Insel verlassen.⁴³ ▶ Abb. 4

Und Laure Vanderstichele? Sie blieb nach dem Krieg in London, holte 1919 ihre jüngste Tochter Luce nach. Es gelang ihr, im Bekleidungsgeschäft Fuß zu fassen – Nadeln, Faden und Stoffe, die sie in ihrem Reisegepäck von Belgien nach England gerettet hatte, wurden zum Grundstein ihrer Karriere: Zahlreiche große Londoner Geschäfte kauften ihre Modelle, neben ihrer Wohnung hatte sie eigens ein Atelier mit Werkstatt in Clapham angemietet und zwölf Schneiderinnen angestellt. 1939 floh sie dann erneut vor dem Krieg, dieses Mal auf einen anderen Kontinent, lebte beinahe 20 Jahre mit ihrer Tochter Paule in der Südafrikanischen Union. Dort begann sie zu malen, stellte erfolgreich aus und verkaufte ihre Werke. Erst Mitte der 1950er-Jahre, als die Situation in Südafrika zunehmend angespannt wurde, musste Laure aufgrund ihrer Verbindungen zu Nelson Mandela und der politischen Entwicklungen im Zusammenhang des Treason Trial von 1956 noch einmal den Weg in ein anderes Land antreten (ihre Tochter Paule hatte ihre Professorenstelle an der Universität verloren), das mehr Sicherheit und Zukunft versprach.⁴⁴ Sie ging zurück nach Großbritannien, wo sie 1967 im Alter von vermutlich 95 Jahren in London verstarb.⁴⁵

- 1 Public Record Office (PRO), HO 45/10882/344019, Repatriation Committee, Interim Report, 04.07.1917 berichtet von 172.298 aus Belgien Geflohenen in Großbritannien. Rückwanderung und Weiterwanderung nach Frankreich ließen die Zahl in den folgenden Kriegsjahren dann auf ca. 170.000 sinken.
- 2 Insgesamt flohen im Sommer 1914 über 1,5 Millionen Belgier aus ihrem Land und suchten Asyl in den Niederlanden, in Frankreich und Großbritannien. Mehr als 600.000 davon blieben die gesamten Kriegsjahre über in ihren Zufluchtsländern (vgl. Amara 2004, 7).
- 3 Vorausgesetzt, dass sie tatsächlich Belgier und nicht

etwa an Staatsgeheimnissen interessierte deutsche „spys“ seien. Vgl. Hansard, HC Deb. Vol. 65, 05.08.1914, Sp.1986, Sp.1989.

- 4 Sie sollten also den Nachweis ihrer Unbescholtenheit erbringen können.
- 5 Vgl. First Report of the Departmental Committee ..., Cd. 7750, 1914, S. 4.
- 6 IWM 86/48/1, Tagebuch Alice Essington-Nelson. Essington-Nelson, geboren 1877, half als Angehörige der Catholic Women's League (CWL), die neu Angekommenen von den Bahnsteigen aus an die Erstaufnahmestellen und Auffanglager in London zu „verteilen“.
- 7 Vgl. Powell 1920, 9. Unterstrichen wurde damit auch stets

die Notwendigkeit des Kriegseintritts Großbritanniens.

- 8 First Report of the Departmental Committee ..., Cd. 7750, 1914, S. 4.
- 9 Vgl. The Punch, 12.08.1914 und The Punch, 26.08.1914.
- 10 Vgl. unter anderem First Report of the Departmental Committee ..., Cd. 7750, 1914, S. 4.
- 11 Die Rede von den „deutschen Gräueltaten“ und den „Opfern der deutschen Barbarei“ wurde zu einem vielzitierten Topos der Kriegsberichterstattung (vgl. The Times, 07.09.1914). Auf deutscher Seite wurden diese Vorwürfe abgestritten (vgl. Horne/Kramer 2001).
- 12 Im Dezember 1914 setzte die Regierung unter Asquith ein Komitee zur Aufklärung der

- deutschen Kriegsverbrechen unter Lord Bryce ein (vgl. Report of the Committee on Alleged German Outrages, Cd. 7894 of Session 1914–1915, 1915, S. 60f.).
- 13 Vgl. Herbert Samuels Rede vom 09.09.1914: Herbert Samuel, Hansard, HC Deb. Vol. 66, 09.09.1914 Sp. 558.
- 14 The Times, 14.09.1914.
- 15 Geburtsdatum laut der Unterlagen im Imperial War Museum. Laure Vandersticheles Enkelin Shirley Hinkly gibt 1969 als das Geburtsdatum ihrer Großmutter an.
- 16 Eingeschrieben war sie für die Naturwissenschaften, ein Nachweis eines Abschlusses ist allerdings nicht zu finden (vgl. Simon-Van der Mersch 1982).
- 17 Diese und andere Details zu Person Laures stammen aus einem Bericht ihrer Enkelin Shirley Hinkly, 1995 niedergeschrieben. Shirley war die Tochter der jüngsten Tochter Luce, die nach dem Krieg ebenfalls nach Großbritannien geholt wurde (IWM, Documents 06/1181, Shirley Hinkly, Freedom for a Family).
- 18 Eine weitere Tochter, im Brief Laures an ihre Eltern als „Baby Luce“ beschrieben, muss nach Angaben von Shirley Hinkly zum Zeitpunkt der Flucht ungefähr 7 Jahre alt gewesen sein (IWM Documents 06/1181, Brief Laure van der Stichele an ihre Eltern, 14.02.1915).
- 19 Auch: Flushing, eine kleine Hafenstadt an der Mündung der Westerschelde, Ausgangspunkt für Bootsverbindungen nach Großbritannien.
- 20 IWM, Documents 06/1181, Brief Laure van der Stichele an ihre Eltern, 14.02.1915.
- 21 Die medizinische Kontrolle war mit dem Aliens Act von 1914 ebenso wie die Registrierung eines jeden „refugees“ bei den Polizeibehörden Vorschrift geworden, bei denen auch Orts- und Wohnungswechsel angegeben werden mussten (vgl. Holmes 1988; Torpey 2001, 258f.).
- 22 In einem angeblich zur eigenen Sicherheit abgeschlossenen Abteil mit heruntergelassenen Fensterläden zum Schutz gegen etwaige Angriffe deutscher Zeppeline (IWM, Documents 06/1181, Brief Laure van der Stichele an ihre Eltern, 14.02.1915).
- 23 „So here we are, in England – but for how long. They seem certain here that it will all be over by the spring.“ IWM Documents 06/1181, Brief Laure van der Stichele an ihre Eltern, 14.02.1915.
- 24 Ein entsprechender Brief, den das College an Laure geschickt hatte, war in den Kriegswirren in Belgien verloren gegangen.
- 25 Madeleine schloss ihr Studium 1918, ihre Schwester Paule 1917 mit einem Bachelor of Science ab, blieb an der Universität und machte 1922 den Master of Science. University of London, Graduates List, Graduates until December 1926 (<http://www.senatehouse-library.ac.uk/our-collections/special-collections/archives-manuscripts/university-of-london-students-1836-1934> - Zugriff am 27.05.2016).
- 26 First Report of the Departmental Committee ..., Cd. 7750, 1914, S. 43: „How Belgians should acknowledge British hospitality“.
- 27 46046 Viscount Gladstone Papers, Bd. 62, Correspondence of Lord Gladstone with other Members of his Family, 1875-1927, Helen Gladstone to Gladstone, 13. Oktober 1914. Aus der anfänglich verklärenden Romantik erwachsen schnell antibelgische, xenophobe Tendenzen. Insgesamt ist ein großer Teil der Anschuldigungen im gleichen Kanon der Fremdenfeindlichkeit zu verorten wie die Vorwürfe gegen andere „aliens“ auch: Bedenken hygienischer Art, eine lockere sexuelle Moral, Faulheit, Unehrlichkeit und eine politisch fragwürdige Einstellung, die aus kulturellen, nationalen oder rassischen Grundannahmen heraus erklärt wurden.
- 28 IWM, 97/25/1, Tagebuch Miss Mary Coules.
- 29 Das WRC, gegründet im August 1914, war die größte private Charity-Organisation, die sich um diese „völlig mittellosen Flüchtlinge“ aus Belgien und andere Geflohene kümmerte und die Hilfsangebote der lokalen Komitees zusammenführte (vgl. Cahalan 1982, 20; Purseigle 2007, 437).
- 30 „We all have the greatest sympathy with these destitute refugees from Belgium for which we feel as much as we do at this moment, but there is a certain number of funds which are being raised by private actions for the purpose, and I would rather wait and see how that works out ...“, H. H. Asquith, Hansard, HC Deb. Bd. 66, 31.08.1914, H. H. Sp. 367.
- 31 Vgl. Herbert Samuel, Hansard, HC Deb. Bd. 66, 09.09.1914, Sp. 558.
- 32 Das Local Government Board war eine 1871 gegründete Verwaltungsbehörde, die die bisherigen Aufgaben des Home Office und des Privy Council im Gesundheitswesen und der Kommunalverwaltung sowie die alle Aufgaben des bisherigen Poor Law Boards übernahm, das gleichzeitig abgeschafft wurde (vgl. Harris 2004, 47ff.).
- 33 IWM, BEL 1 2/4, WRC: Notes on arrangement between LGB and Refugees Committee, 09.09.1914.
- 34 Die größten dieser Lager waren der Alexandra Palace (vgl. Harris 2005) und das Earl's Court

- Camp (vgl. Powell 1920). Im Gebäude und auf dem Gelände des Alexandra Palace, der 1873 in North London als Freizeit- und Unterhaltungszentrum für die Öffentlichkeit gebaut worden war, wurden die Geflüchteten aufgenommen und gepflegt. Ebenso bot der Gebäudekomplex des ehemaligen Earl's Court Exhibition Center als „Earl's Court Camp“ zahlreichen Belgiern eine erste Unterkunft. Außerdem mietete das LGB ganze Hotels an, und alle größeren leer stehenden Gebäude wurden auf ihre Tauglichkeit hinsichtlich der Aufnahme von Geflohenen überprüft. Unbenutzte Eisbahnen und ähnliche Räumlichkeiten wurden gemietet, um die Erstaufnahme sicherstellen zu können.
- 35 Vgl. Public Record Office (PRO), HO 45/10738/261921/698, Memorandum: Belgian Refugees: General Arrangements in the United Kingdom, Juli 1917.
- 36 Und auch nicht zu schlechteren Bedingungen oder geringeren Löhnen als allgemein üblich (First Report of the Departmental Committee ..., Cd. 7750, 1914, S. 9: Conditions for the Employment of Refugees).
- 37 Dt. Public Record Office (PRO), HO 45/10738/261921/394, Local Government Board an Under Secretary of State, Home Office, 11.03.1915.
- 38 Public Record Office (PRO), HO 45/10738/261921/698, Memorandum: Belgian Refugees: General Arrangements in the United Kingdom, Juli 1917, S. 4.
- 39 PRO, HO 45/10809/311425/81, S. Clarke (M.I.5), Lists of aliens approved for munitions work up to 31 January 1918 and during January 1918; IWM BEL 7/1, Files on employment of Belgian refugees supplied by Ministry of Labour, 12.04.1918.
- 40 Von diesen belgischen Fabriken auf britischem Boden, die meist von belgischen Unternehmern gegründet worden waren, gab es mehrere, beispielsweise die „Pelabon Works“ in Twickenham oder die „Kryn and Lahy Factories“ in Letchworth. Die Trennung der britischen von den belgischen Arbeitern, die dadurch vollzogen wurde, entfernte außerdem in den Augen der Gewerkschaften die Grundlage von sozialen Spannungen innerhalb der Produktion, ohne die die einzelnen Gruppen viel produktiver und effizienter würden arbeiten können (vgl. Cahalan 1982, 267).
- 41 Vgl. Public Record Office (PRO), HO 45/10882/344019/7, Report of Repatriation Committee, November 1918.
- 42 Public Record Office (PRO), HO 45/10882/344019, Repatriation Committee, Interim Report, 04.07.1917. So unkompliziert, wie die britische Regierung sich die Heimkehr vorstellte, war sie allerdings nicht. Weite Teile Belgiens, zum Beispiel in der Region Flandern, waren durch den Krieg verwüstet und unbewohnbar. In der Region um Ypern, Dixmude, Nieuport und Dinant waren im Winter 1919/20 gerade einmal 25.000 bewohnbare Häuser für 45.000 zurückkehrende Familien verfügbar. Die ehemaligen „belgian refugees“ lebten zum Teil in den Schützengräben und bauten sich aus den von den Armeen zurückgelassenen Trümmern provisorische Unterkünfte (vgl. Smets 1985, 169ff).
- 43 Anders als in Frankreich, wo wegen der großen Kriegsverluste und der Unterbevölkerung aufgrund des geringeren Bevölkerungswachstums viele der ehemaligen Exilanten nach dem Krieg ansässig wurden (vgl. Amara 2004, 32).
- 44 IWM, Documents 06/1181, Shirley Hinkly, Freedom for a Family.
- 45 Auszug aus dem Totenregister der Stadt London, Zugang über <http://www.freebmd.org.uk/cgi/search.pl>, (Zugriff am 27.05.2016). Nach den Angaben ihrer Enkelin wäre sie sogar 97 Jahre alt gewesen.

Publizierte Quellen

First Report of the Departmental Committee appointed by the President of the Local Government Board to consider and report on Questions arising in connection with the reception and employment of the Belgian refugees in this country. Cd. 7750, 1914.

Hansard (Transcripts of Parliamentary Debates), <http://hansard.millbanksystems.com>.

Powell, George Allan (1920): *Four Years in a Refugee Camp. Being an Account of the British Government War Refugees Camp Earl's Court, 1914–1919*. London.

The Punch, Bravo Belgium!, 12. August 1914.

The Punch, The Triumph of Culture, 26. August 1914.

Report of the Committee on Alleged German Outrages, Cd. 7894 of Session 1914–1915.

The Times, Guests of Honour, 14. September 1914.

The Times, The Refugee Seekers. Victims of the War at Folkestone, 7. September 1914.

University of London, Graduates List, Graduates until December 1926,

<http://www.senatehouselibrary.ac.uk/our-collections/special-collections/archives->

Unpublizierte Quellen

The National Archives, Public Record Office (PRO), HO (Home Office) 45:

HO 45/10882/344019, Repatriation Committee, Interim Report, 4. Juli 1917.

HO 45/10738/261921/394, Local Government Board an Under Secretary of State, Home Office, 11. März 1915.

HO 45/10738/261921/698, Memorandum: Belgian Refugees: General Arrangements in the United Kingdom, Juli 1917.

HO 45/10882/344019/7, Report of Repatriation Committee, November 1918.

HO 45/10809/311425/81, S. Clarke (M.I.5), Lists of aliens approved for munitions work up to January

manuscripts/
university-of-london-students-1836-1934.

31st, 1918 and during January 1918.

Imperial War Museum (IWM):

IWM 86/48/1, Tagebuch Alice Essington-Nelson.

IWM Documents 06/1181, Private Papers Laure Vanderstichele.

IWM 97/25/1, Tagebuch Miss Mary Coules.

IWM BEL 12/4, WRC: Notes on arrangement between LGB and Refugees Committee, 9. September 1914.

IWM BEL 7/1, Files on employment of Belgian refugees supplied by Ministry of Labour, 12. April 1918.

British Library: 46046 Viscount Gladstone Papers.

Literatur

Amara, Michael (2004): *Ever Onward They Went. The Story of a Unique Belgian Exodus*. In: Michael Raeburn (Hg.): *Strangers in a Strange Land*. Leuven, 6–37.

Caplan, Jane / Torpey, John (Hg.) (2001): *Documenting Individual Identity: State Practices in the Modern World*. Princeton, 256–270.

Cahalan, Peter (1982): *Belgian Refugee Relief in England During the Great War*. New York.

Harris, Bernard (2004): *The Origins of the British Welfare State: Society, State and Social Welfare in England and Wales, 1800–1945*. London et al.

Harris, Janet (2005): *Alexandra Palace. A Hidden History*. Gloucestershire.

Holmes, Colin (1988): *John Bull's Island: Immigration and British Society, 1871–1971*. Basingstoke.

Horne, John / Kramer, Alan (2001): *German Atrocities, 1914: A History of Denial*. New Haven.

Lloyd, Trevor Owen (2002): *Empire, Welfare, State, Europe. History of the United Kingdom 1906–2001*. Oxford.

Purseigle, Pierre (2007): *A Wave on to Our Shores: The Exile and Resettlement of Refugees from the Western Front, 1914–1918*. In: Contemporary European History 16/4, 427–444.

Raeburn, Michael (Hg.) (2004): *Strangers in a Strange Land*. Leuven.

Simon-Van der Mersch, Anne-Marie (1982): *De eerste generaties meisjesstudenten aan de Rijksuniversiteit te Gent (1882/1883 tot 1929/1930)*. Gent.

Smets, Marcel (1985): *De Belgische Wederopbouw 1914*. Brüssel.

Torpey, John (2001): *The Great War and the Birth of the Modern Passport System*. In: Jane Caplan / John Torpey (Hg.): *Documenting Individual Identity: State Practices in the Modern World*. Princeton, 256–270.



**Lennart Johansson und
Håkan Nordmark**

**Auswanderung von
Schweden nach
Amerika: das Beispiel
Signe Karlsdotter**

Die Massenauswanderung von Schweden nach Amerika setzte nach den 1860er-Jahren ein als Folge einer Landwirtschaftskrise, von Ernteaussfällen und einer durch wachsende Familien verstärkten Armut. Verbesserte Landwirtschaftsgeräte, Impfungen und der Kartoffelanbau, ließen die Bevölkerung in den ländlichen Regionen drastisch ansteigen. Wegen der ärmlichen Lebensbedingungen in den Städten konnte die Urbanisierung die Auswanderung nicht aufhalten. Zwischen 1840 und 1930 emigrierten etwa 1,3 Millionen Schwed_innen, ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Unter den Ländern Europas wurde diese Auswanderungsrate im Verhältnis zur heimischen Bevölkerung nur von Großbritannien und Norwegen übertroffen. Jeder 25. heute lebende Amerikaner hat schwedische Vorfahren (vgl. Beijbom 2003).

Nachdem sie große Mühen durchgestanden hatten, passten sich die Einwander_innen gut an ihre neue Umgebung an. Eine schwedisch-amerikanische Kultur entstand, indem diese mit der Mischkultur der Vereinigten Staaten verschmolz. Die Schwed_innen trugen zum Aufbau der neuen Nation bei. Die Auswanderung führte zu einer gegenseitigen Bereicherung und Verständigung für die Emigrant_innen und die Daheimgebliebenen, für die Vereinigten Staaten und Schweden.

Auswander_innen mussten große Anstrengungen auf sich nehmen, bevor sie in Amerika erfolgreich werden konnten. Dies lässt auf Leistungsbereitschaft schließen, auf den festen Willen, Schwerarbeit zu leisten und sich anzupassen, anstatt das neue Land und seine Kultur abzulehnen. Die Überfahrt nach Amerika war kein leichtes Unterfangen und konnte Wochen oder Monate auf hoher See bedeuten. Mit dem letztendlichen Anlegen war erst der halbe Weg geschafft; die Reise ging weiter nach Westen. Die überwiegende Mehrzahl der schwedischen Einwander_innen musste sich in der amerikanischen Gesellschaft von ganz unten hocharbeiten. Sogar ausgebildete Handwerker hatten große Schwierigkeiten, weil sie kein Englisch sprachen. In Chicago wurden die Männer als Arbeiter beschäftigt, die Frauen verdingten sich als Dienstmädchen oder Näherinnen.

Die Lebenswirklichkeit der frühen Einwander_innen war nicht so utopisch, wie in der Werbung suggeriert oder in den nach Schweden zurückgesandten Briefen behauptet wurde. Ihre ersten Behausungen bestanden aus einfachen und primitiven Hütten. Die Prärie war ganz anders als die Landschaften Schwedens. ► Abb. 1 Eine schwedisch-amerikanische Kultur begann sich zu entwickeln. Sprache und Bräuche der Einwander_innen unterschieden sich von denen der USA. Dicht bevölkerte Siedlungen und große Areale mit vorwiegend schwedischer Bevölkerung, hauptsächlich in Chicago und Minnesota, wurden zur Geburtsstätte dieser schwedisch-amerikanischen Kultur. Es gab schwedische Kirchen, Vereine, Schulen und Zeitungen. In den 1860er-Jahren war es praktisch noch möglich, in diesen Gegenden zu leben, ohne ein Wort Englisch zu sprechen. Chicago bekam seine eigene „Schweden Stadt“.

Schweden haben beim Aufbau grundlegender nordamerikanischer Infrastrukturen wie dem Eisenbahnnetz mitgeholfen. Der durch Präsident Lincolns Heimstätten-gesetz von 1862 ermöglichte, kostenlose Landerwerb und das industrielle



Abb. 1 Zwei ungenannte Kleinbauern vor einer Holzhütte in Idaho. Einer amerikanischen Redensart zufolge haben die Schweden das Blockhaus eingeführt. | Schwedisches Auswanderer-Institut, Sammlung Albin Widén

Wachstum im Norden waren wichtige Anziehungspunkte. Dieses Gesetz leitete schwedische Einwander_innen nach Minnesota, das zum „Schwedenstaat Amerika“ wurde. Schwedische Siedlungen entstanden auch entlang der neuen Eisenbahnlinien, zum Beispiel in Rockford, Illinois. Der Arbeitsmarkt der Großstädte hatte armen Einwander_innen mehr zu bieten als die Landwirtschaftsgebiete. Viele von ihnen arbeiteten in der Baubranche. Es gibt eine Redensart, dass „die Schweden Chicago erbaut haben“ (Beijbom 1971).

Etwa 1,3 Millionen Schweden emigrierten in die Vereinigten Staaten, wie oben erwähnt, doch ungefähr 300.000 kehrten nach einigen Jahren auch wieder nach Schweden zurück. Signe Karlsdotter war eine von diesen.

Signe Karlsdotter wurde am 31. Januar 1897 in der schwedischen Provinz Småland geboren, und zwar im Dorf Brunamåla in der Gemeinde Långasjö, Bezirk Kronobergs. Ihre Eltern, Helena Svensdotter und Karl-Oscar Gustavsson, waren zu diesem Zeitpunkt 34 beziehungsweise 44 Jahre alt und hatten bereits zwei Kinder, die elfjährige Edla und den sechsjährigen Karl-Erik. Obwohl sie ihren eigenen Bauernhof besaßen, war das Leben von Signes Eltern nicht leicht, denn dieser war sehr klein und manchmal war es schwierig, ihre Familie zu ernähren. In ihren ersten Lebensjahren sah Signe mit an, wie viele Menschen aus ihrer Gemeinde ins Ausland gingen – vorwiegend nach Nordamerika, das heißt USA und Kanada. Der Arbeit wegen nach Amerika zu gehen, war weder ungewohnt noch ungewöhnlich. Långasjö allein verließen zwischen 1850 und 1930 über 1.400

Menschen—in dieser Zeit kehrten nur ein paar hundert zurück. Signes Eltern verkauften den Bauernhof in Brunamåla im Jahr 1908. Zur selben Zeit verließen ungefähr 15 junge Männer und Frauen dieses Dorf mit der Absicht, nach Amerika überzusetzen.

Aus welchem Grund Signes Eltern ihren Hof verkauften, ist nicht bekannt, doch vielleicht versuchten sie, über den tragischen Tod ihres Sohnes Karl-Erik im Jahr 1903 hinwegzukommen. Im selben Jahr am 17. Juli wurde Signes Schwester Nanny geboren. Die Familie, die dann im Frühling 1908 nach Älmeboda—eine nahegelegene Gemeinde—zog, bestand aus Signe, ihren Eltern, einer älteren und einer jüngeren Schwester. In Älmeboda ging Signe auf die Källebacken-Grundschule und wurde, wie praktisch alle seinerzeit, vom Gemeindepfarrer unterrichtet und konfirmiert.

1911 heiratete Signes ältere Schwester Edla und zog zurück in die Gemeinde Långasjö, und zwar nach Ingemundebo—einem Nachbardorf von Brunamåla. Vier Jahre darauf starb Signes Mutter Helen an Herzversagen, und die verbleibenden Familienmitglieder—Karl-Oskar, Signe und Nanny—kehrten 1917 zurück nach Långasjö, wo sie bei Edla und ihrem Mann Ernst Carlsson unterkamen. Schon kurz danach zog Signe in die Stadt Karlskrona, um eine Ausbildung in der Zubereitung und Organisation sogenannter Kalter Büffets wahrzunehmen—einem der wichtigsten Bestandteile des berühmten schwedischen *Smörgåsbord*. Nach ihrer Lehre leitete sie dann eine Zeit lang das Kalte Büffet für ein Hotel in Växjö.

Im Herbst 1919 entschloss sich Signe dazu, Schweden zu verlassen. Am 18. November bestieg sie in Göteborg ein Schiff nach New York. Sie hatte dort Verwandte, die Orientierungshilfen geben konnten, insbesondere Charlotta, die Schwägerin ihrer Schwester Edla. Signe fand schon bald Arbeit als Küchenmagd und war vorwiegend für sogenannte bessere Familien tätig. Ihre Ausbildung in der Zubereitung Kalter Büffets war wahrscheinlich erfolgreich, und sie schien überall sehr beliebt gewesen zu sein. Eine ihrer Referenzen, ausgestellt von einer Arztfamilie, in deren Dienst sie fast fünf Jahre lang stand, informiert uns: „Signe Karlsson ist ehrlich, nüchtern, respektabel, kompetent, ordentlich und sauber. Sie hat uns vollkommen zufriedengestellt.“ (Smålands Museum Archiv, Nr. M 48575). ▶ Abb. 2

In den USA wurde ihr Nachname auf Karlson geändert—wahrscheinlich wur-



Abb. 2 Signes Empfehlungsschreiben von 1926
| Smålands Museum Archiv, Sammlung Signe Karlsdotter

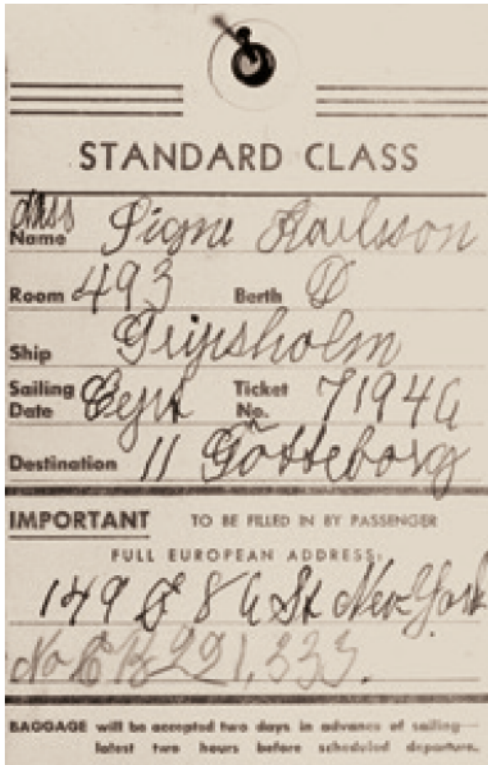


Abb. 3 Signes Namensschild an ihrem Koffer von der Atlantiküberquerung im Jahr 1946 | Smölands Museum Archiv, Sammlung Signe Karlsson



Abb. 4 Signe Karlsson in Långasjö, zwischen 1960 und 1970er-Jahre | Smölands Museum Archiv, Sammlung Signe Karlsson

de Karlsdotter als merkwürdiges Patronym wahrgenommen, wo man doch eher daran gewöhnt war, dass skandinavische Namen mit „-son“ enden, anstatt sich auf die Tochter oder den Sohn zu beziehen. Signe hieß ganz einfach Karlsdotter, weil sie Karls Tochter war.

Das oben zitierte Empfehlungsschreiben wurde im Juni 1926 verfasst, und ein Jahr darauf kehrte Signe nach Schweden in die Gemeinde Långasjö zurück, doch nicht alleine. Signes jüngere Schwester Nanny war schon 1923 als Zwanzigjährige von Schweden nach Amerika ausgewandert, und es ist anzunehmen, dass Signe sich nach ihrer Ankunft in New York um sie gekümmert hatte. Tatsächlich bekannt ist, dass die beiden Schwestern im Herbst des Jahres 1927 gemeinsam nach Schweden zurückkehrten. Soweit wir wissen, verbrachte Nanny den Rest ihres Lebens dort, während Signe nur neun Monate blieb und im September 1928 wieder nach New York ging.

Signe arbeitete zehn Jahre lang weiter als Küchenmagd oder vielleicht auch gelegentlich als Näherin – das ist etwas unklar. Ab 1939 und in den folgenden Kriegsjahren war es schwierig für die Familienmitglieder in Schweden und für Signe, in Verbindung zu bleiben. Briefe brauchten sehr lang, um den Atlantischen Ozean zu überqueren, und gingen gelegentlich mit dem Schiff unter. Eines Tages im Oktober 1946 kam Signe mit einem ziemlich großen Koffer an, klopfte an die Tür ihrer Schwester Edla in Ingemundebo in Långasjö, und sagte einfach: „Ich bin zuhause“. Danach verließ sie Schweden nie wieder. Der Koffer wurde in einer Scheune

verstaut, Signe führte ihr Leben und ging ihrer Schwester sowie deren erwachsenen Kindern im Haushalt zur Hand. ▶ Abb. 3

Signe verbrachte ihren Lebensabend in einem Pflegeheim in Emmaboda. Sie verstarb 1981, und erst dann – nach 35 Jahren – öffneten ihre Verwandten den 1946 eingelagerten Koffer und machten somit einen kleinen Abschnitt ihres Lebens in den USA wieder sichtbar. Sie selbst hatte nie viel davon erzählt – vielleicht betrachtete sie es, wie viele andere Schwed_innen und Europäer_innen auch: „Es war einfach ein Job wie jeder andere, den man im Leben hat – nur halt diesmal in den USA.“ ▶ Abb. 4

Quellen

Kulturparken, Västeraås / Schweden: Schwedisches Auswanderer-Institut, Sammlung Albin Widén
Smålands Museum Archiv, Sammlung Signe Karlsdotter

Literatur

Beijbom, Ulf (1971): *Swedes in Chicago. A Demographic and Social Study of the 1846-1880 Immigration*. Chicago.

Ders. (2003): *Images of Swedish-America. Swedish-American immigrant photos from "The Dream of America" exhibit and other collections at the Swedish Emigrant Institute*. Västeraås.

2.



Historischer





Jochen Oltmer

Migration als historische Normalität: Europa im globalen Wanderungs- geschehen

Migration bildete von Beginn der Geschichte der Menschheit an ein zentrales Element gesellschaftlichen Wandels. Deshalb ist die Vorstellung ein Mythos, räumliche Bevölkerungsbewegungen – auch über weite Distanzen – seien erst eine Erscheinung der Moderne oder gar der Gegenwart. Und nicht erst im Kontext der Entwicklung der heutigen Massenverkehrsmittel lassen sich globale Migrationen enormer Dimension ausmachen. Der Mensch der Vormoderne war ebenso wenig grundsätzlich sesshaft wie der Mensch der Moderne. Einen Mythos bildet auch die Auffassung, in der Vergangenheit habe Migration einen linearen Prozess dargestellt – von der dauerhaften Abwanderung aus einem Raum zur dauerhaften Einwanderung in einen anderen: Rückwanderungen, Formen zirkulärer Migration und Fluktuationen kennzeichneten die lokalen, regionalen und globalen Wanderungsverhältnisse in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Weder heute noch früher gingen Migrant_innen in eine völlig unbekannte Fremde, vielmehr bildete die Bewegung innerhalb von Netzwerken ein tragendes Element der Geschichte und Gegenwart von Migrationen. Deren grundlegende Bedingungen und Formen haben sich in den vergangenen Jahrhunderten kaum verändert (vgl. Oltmer 2016).

Von globaler Migration kann in größerem und großem Umfang seit dem Beginn der weltweiten politisch-territorialen, wirtschaftlichen und kulturellen Expansion Europas im 15. Jahrhundert gesprochen werden. Die Abwanderung von Europäer_innen in andere Teile der Welt blieb vom 16. bis in das frühe 19. Jahrhundert in ihrem Umfang noch moderat, führte aber in der Folgezeit bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein zu einem weitreichenden Wandel in der Zusammensetzung der Bevölkerungen vor allem in den Amerikas, im südlichen Pazifik, aber auch in Teilen Afrikas und Asiens. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt der Abwanderung von Europäer_innen, begann dann zugleich die Geschichte Europas als Zuwanderungskontinent.

Die folgende Skizze gilt den Bedingungen, Formen und Folgen der räumlichen Bevölkerungsbewegungen, die seit dem 16. Jahrhundert von Europa ausgingen. Sie fragt zudem nach den Hintergründen für die Transformation Europas zu einem Zuwanderungskontinent. Auf diese Weise möchte der Beitrag das Gewicht Europas für das globale Migrationsgeschehen der Neuzeit aufzeigen und zugleich deutlich machen, dass umfangreiche und weiträumige Migrationen eine historische Normalität darstellten.

Grundlagen: Migration als historisches Phänomen

Der Begriff Migration verweist auf räumliche Bewegungen von Menschen. Er meint jene Muster regionaler Mobilität, die weitreichende Konsequenzen für die Lebensverläufe der Wandernden hatten und aus denen Veränderungen sozialer Institutionen resultierten. Migration kann das Überschreiten politisch-territorialer Grenzen mit der Folge des Ausschlusses aus einem beziehungsweise der Inklusion in einen anderen Rechtsverband meinen. Aber auch räumliche Bewegungen



Abb. 1 Abschied des Handwerksburschen (Gesellenwanderung); Lithografie von August von Wille, 1853 | bpk

innerhalb eines politisch-territorialen Gebildes können als Migration gefasst werden. Sie verwiesen Migrant_innen darauf, sich mit (erheblich) anderen wirtschaftlichen Gegebenheiten und Ordnungen, kulturellen Muster sowie gesellschaftlichen Normen und Strukturen auseinanderzusetzen sowie Teilhabe in den verschiedenen gesellschaftlichen Funktionsbereichen zu erreichen oder zu erringen. So bildeten beispielsweise die räumlichen Bewegungen im Rahmen der Urbanisierung, insbesondere seit dem späten 18. Jahrhundert, zwar meist nur einen Wechsel des Ortes innerhalb eines Territoriums beziehungsweise eines Staates. Dennoch ergaben sich für die Migrant_innen weitreichende Herausforderungen hinsichtlich der Integration in andere wirtschaftliche

Segmente und Sektoren (Industrie oder Dienstleistungsbereich anstelle von Landwirtschaft) und mündete die Wanderung in veränderte Lebensformen (urban statt rural), Einstellungen und Orientierungen. ▶ Abb. 1

Migration konnte unidirektional eine Bewegung von einem Ort zu einem anderen meinen, umfasste aber nicht selten auch Zwischenziele beziehungsweise Etappen, die häufig dem Erwerb von Mitteln zur Weiterreise dienten. Weil der Migrationsprozess grundsätzlich ergebnisoffen blieb, stellte die dauerhafte Ansiedlung andernorts nur eine der möglichen Ergebnisse von Migrationsbewegungen dar: In der Bundesrepublik Deutschland wuchs der Umfang der aus dem Ausland zugewanderten Erwerbsbevölkerung von 1961 bis zum Anwerbestopp 1973 von circa 550.000 auf rund 2,6 Millionen an. Das Wanderungsvolumen war dabei erheblich: Vom Ende der 1950er-Jahre bis 1973 kamen rund 14 Millionen ausländische Arbeitskräfte nach Deutschland, circa elf Millionen, also fast 80 Prozent, kehrten wieder zurück (vgl. Münz et al. 1997, 35–42).

Migrant_innen strebten häufig danach, durch den dauerhaften oder temporären Aufenthalt andernorts Erwerbs-, Siedlungsmöglichkeiten oder Bildungschancen zu verbessern beziehungsweise sich neue Chancen zu erschließen. Die räumliche Bewegung sollte ihnen also in solchen Fällen zu vermehrten Handlungsmacht verhelfen. Migration verband sich sehr oft mit (erwerbs-)biografischen Wendepunkten und Grundsatzentscheidungen wie Partnerwahl und Familiengründung, Eintritt in einen Beruf oder Wahl von Arbeits-, Ausbildungs- oder Studienplatz; der überwiegende Teil der Migrant_innen waren folglich Jugendliche beziehungsweise junge Erwachsene. Die migratorische Chancenwahrnehmung

bedingten spezifische sozial relevante Merkmale, Attribute und Ressourcen von Individuen oder Angehörigen von Kollektiven (Familien, Haushalten, Gruppen, Bevölkerungen), darunter vor allem Geschlecht, Alter und Position im Familienzyklus, Habitus, Qualifikationen und Kompetenzen, soziale (Stände, Schichten) und berufliche Stellung sowie die Zuweisung zu „Ethnien“, „Kasten“, „Rassen“ oder „Nationalitäten“, die sich nicht selten mit Privilegien und (Geburts-) Rechten verbanden.

Angesichts einer je unterschiedlichen Ausstattung mit ökonomischem, kulturellem, sozialem, juridischem und symbolischem Kapital erwiesen sich damit die Autonomiegrade von Migrant_innen als Individuen beziehungsweise in Netzwerken oder Kollektiven als unterschiedlich groß. Ein Migrationsprojekt umzusetzen, bildete häufig das Ergebnis eines durch Konflikt oder Kooperation geprägten Aushandlungsprozesses in Familien, in Familienwirtschaften beziehungsweise Haushalten oder in Netzwerken. Die Handlungsmacht derjenigen, die die Migration vollzogen, konnte dabei durchaus gering sein, denn räumliche Bewegungen zur Erschließung oder Ausnutzung von Chancen strebten keineswegs immer nach einer Stabilisierung oder Verbesserung der Lebenssituation der Migrant_innen selbst. Familien oder andere Herkunftskollektive sandten häufig Angehörige aus, um mit den aus der Ferne eintreffenden „Rücküberweisungen“ oder anderen Formen des Transfers von Geld die ökonomische und soziale Situation des zurückbleibenden Kollektivs zu konsolidieren oder zu verbessern. Eine zentrale Bedingung dafür, dass solche translokalen ökonomischen Strategien funktionierten, bildete die Aufrechterhaltung sozialer Bindungen über zum Teil lange Dauer und große Distanzen.

Ob und inwieweit eine temporäre, zirkuläre oder auf einen längerfristigen Aufenthalt andernorts ausgerichtete Migration als individuelle oder kollektive Chance verstanden wurde, hing entscheidend ab vom Wissen über Migrationsziele, -pfade und -möglichkeiten. Damit Arbeits-, Ausbildungs- und Siedlungswanderungen einen gewissen Umfang und eine gewisse Dauer erreichten, bedurfte es kontinuierlicher und verlässlicher Informationen über das Zielgebiet. Ein zentrales Element bildete die mündliche oder schriftliche Übermittlung von Wissen über Beschäftigungs-, Ausbildungs-, Heirats- oder Siedlungschancen durch vorausgewanderte (Pionier-)Migrant_innen, deren Nachrichten aufgrund von verwandtschaftlichen oder bekanntschaftlichen Verbindungen ein hoher Informationswert beigemessen wurde. Sie etablierten Kettenwanderungen, bei der Migrant_innen bereits abgewanderten Verwandten und Bekannten folgten.

Herkunftsräume und Zielgebiete von Migration waren mithin in der Regel über Netzwerke, also über durch Verwandtschaft, Bekanntschaft und Herkunftsgemeinschaften zusammengehaltene Kommunikationssysteme miteinander verbunden. Loyalität und Vertrauen bildeten zentrale Bindungskräfte solcher Netzwerke. Die Bedeutung der Informationsvermittlung mit Hilfe verwandtschaftlich-bekanntschaftlicher Netzwerke kann nicht überschätzt werden: Mindestens 100 Millionen private „Auswandererbriefe“ sind zum Beispiel von 1820 bis 1914 aus

den USA nach Deutschland geschickt worden und kursierten in den Herkunftsgebieten im Verwandten- und Bekanntenkreis (vgl. Helbich et al. 1988).

Vertrauenswürdige, zur Genese und Umsetzung des Wanderungsentschlusses zureichende Informationen standen potenziellen Migrant_innen häufig nur für einen Zielort beziehungsweise für einzelne, lokal begrenzte Siedlungsmöglichkeiten oder spezifische Erwerbsbereiche zur Verfügung, sodass realistische Wahlmöglichkeiten zwischen unterschiedlichen Zielen nicht gegeben waren. Die migratorische Handlungsmacht des Einzelnen blieb damit zwar einerseits beschränkt, andererseits aber beherbergte das Zielgebiet umfangreiche verwandtschaftlich-bekanntschaftliche Beziehungen, die Risiken minimierten und Chancen offerierten: 94 Prozent aller Europäer_innen, die um 1900 in Nordamerika eintrafen, suchten zum Beispiel zuerst Verwandte und Bekannte auf (vgl. Hoerder et al. 2010, 35), verringerten damit ihre Verwundbarkeit und erhöhten ihre Handlungsmacht vor Ort.

Migrant_innennetzwerke boten einerseits translokal Wissen über Chancen und Gefahren der Ab- beziehungsweise der Zuwanderung, über sichere Verkehrswege sowie über psychische, physische und finanzielle Belastungen der Reise. Am Zielort garantierten sie andererseits Schutz und Orientierung im fremden Raum, vermittelten Arbeits- und Unterkunftsmöglichkeiten, halfen auch bei Kontakten mit Obrigkeiten, staatlichen und kommunalen Institutionen. Je umfangreicher ein Netzwerk war und je intensiver soziale Beziehungen innerhalb des Netzwerkes gepflegt wurden, desto mehr ökonomische und soziale Chancen bot es – die Attraktivität eines Migrationszieles bemaß sich an der Größe des Netzwerkes, auf das Migrant_innen am Zielort rekurrieren konnten und an der Intensität der im verwandtschaftlich-bekanntschaftlich konstituierten Netz gepflegten sozialen Beziehungen. Deshalb erhöhte ein Netzwerk nicht nur die Wahrscheinlichkeit, dass weitere Migration stattfand. Vielmehr konstituierte es auch Wanderungstraditionen und beeinflusste damit die Dauerhaftigkeit einer Migrationsbewegung, die über lange Zeiträume und zum Teil über Generationen existierten.

Diese Netzwerke wurden nicht nur durch Kommunikation und durch den Austausch von Leistungen auf Gegenseitigkeit aufrechterhalten, sondern reproduzierten sich insbesondere auch durch (nicht selten translokal und transkontinental ausgehandelte) Eheschließungen, durch die Etablierung von Vereinen und Verbänden, eine spezifische Geselligkeitskultur, aber auch gemeinsame ökonomische Aktivitäten. Schutz und Chancen, die Migrant_innennetzwerke boten, bedeuteten für den Einzelnen immer auch soziale Zwänge und Verpflichtungen. Die Aufrechterhaltung des Netzwerkes, das im Kontext der Migration existenzielle Bedeutung haben konnte, forderte Loyalität und die mit Leistung und Gegenleistung verbundene Akzeptanz kollektiver Verantwortung. Migrant_innen wurden genötigt, spezifische Normen, Handlungsrationitäten und Handlungsziele zu teilen, Mitglieder der Netzwerke unterlagen wegen der Geschlossenheit der verwandtschaftlich-bekanntschaftlichen Verbindungen enger sozialer Kontrolle, selbst über Tausende von Kilometern Entfernung hinweg. Vertrauen wurde er-

zwungen, Sanktionsmöglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen gab es viele: Verlust von Reputation aufgrund des Schwundes von Vertrauenswürdigkeit, Entzug von Leistungen, soziale Isolation und Exklusion, die im Kontext der Migration die soziale Verletzbarkeit und die Risiken enorm erhöhten sowie die Wahrnehmung von Chancen durch räumliche Bewegungen minimierten.

Im Kontext von Entsendungen als spezifischer Migrationsform ersetzte der Rahmen der Organisation beziehungsweise Institution (zum Beispiel Handelsfilialen oder multinationale Unternehmen, diplomatischer Dienst, Streitkräfte), die räumliche Bewegung initiierte, organisierte und Teilhabe am Zielort offerierte, das verwandtschaftlich-bekanntschaftliche Netzwerk. Entsendungen waren in der Regel auf begrenzte Aufenthalte andernorts zur Beschäftigung in Unternehmensfilialen, Tochter- oder Drittunternehmen ausgerichtet. Sie waren Ausdruck langfristiger Unternehmensstrategien, die auf die konstante Präsenz von Spezialisten in den verschiedensten Unternehmensstandorten zielten und rahmten den Aufenthalt andernorts durch spezifische Infrastrukturen, die aufgerichtet oder mindestens unterstützt wurden (Schulen, Clubs, Vereine, Verbände).

Während in einem solchen Kontext die Handlungsmacht des Einzelnen zur Umsetzung eines Migrationsprojekts sehr hoch war, galt das für andere Konstellationen weit weniger; denn Migration stellte auch eine mögliche Reaktion auf Krisenkonstellationen dar, etwa dort, wo Abwanderung das Ergebnis von Umweltzerstörung oder akuter wirtschaftlicher und sozialer Notlagen bildete. Darüber hinaus konnten Steuerungs- und Regulierungsanstrengungen institutioneller (staatlicher) Akteure die Handlungsmacht und damit die Freiheit und Freizügigkeit von Einzelnen oder Kollektiven so weit beschränken, dass Formen von Gewalt- und Zwangsmigration (Flucht, Vertreibung, Deportation) die räumliche Mobilität dominierten. Gewalt- und Zwangsmigration war durch eine Nötigung zur Abwanderung verursacht, die keine realistische Handlungsalternative zuließ. Sie konnte Flucht vor Gewalt sein, die Leben und Freiheit direkt oder erwartbar bedrohte, zumeist aus politischen, ethno-nationalen, rassistischen oder religiösen Gründen. Zwangsmigration konnte aber auch gewaltsame Vertreibung, Deportation oder Umsiedlung bedeuten, die sich oft auf ganze Bevölkerungsgruppen erstreckte.

Europäische Expansion und globale Migration vom 16. bis zum 19. Jahrhundert

Mit der spanischen und portugiesischen Eroberung der Amerikas seit dem Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert verbanden sich zunächst nur in einem relativ geringen Umfang Bewegungen von Europäer_innen. Ihre neuen Territorien verstanden die spanischen und portugiesischen Herrscher nicht als Siedlungsgebiete, sondern als Kolonien zum Zwecke wirtschaftlicher Ausbeutung. Voraussetzung für die dafür erforderliche „Inwertsetzung“ der überseeischen Besitzungen durch Erschließung und Abbau der Bodenschätze oder die Produktion von Agrar-

gütern war eine große Zahl von Arbeitskräften. An ihnen aber mangelte es, da die Eroberungen zu einem immensen Rückgang der einheimischen Bevölkerung geführt hatten. Hintergrund waren die hohen Todesraten in den Kämpfen zwischen Einheimischen und Konquistadoren. Noch wesentlich stärker aber wirkte ein weiterer Faktor: Afrika, Asien und Europa waren aufgrund von Wanderungen, Handels- und Reiseverkehr über die Jahrtausende auch epidemiologisch verbunden geblieben, nicht aber Australien und die Amerikas, sodass nach dem Eintreffen der Europäer_innen in der „Neuen Welt“ Epidemiewellen die einheimische Bevölkerung dezimierten. Viele der Bakterien und Viren, die die Eroberer mitbrachten und gegen die sie immun waren, wirkten für die Einheimischen tödlich. Die Gesamtbevölkerung im spanischen Süd- und Mittelamerika der vorkolumbischen Zeit von vielleicht 40 Millionen soll bis 1570 auf rund 9 Millionen und bis 1620 auf nur mehr vier Millionen zurückgegangen sein.

Dieser hier nur grob skizzierte Zusammenhang bildete vom späten 15. Jahrhundert bis in das frühe 19. Jahrhundert einen zentralen Hintergrund globaler Wanderungsbewegungen: Überschlägige Berechnungen sind zu dem Ergebnis gekommen, dass circa zehn Millionen Menschen in den mehr als drei Jahrhunderten zwischen dem Eintreffen Kolumbus' in der Karibik 1492 und dem Jahr 1820 in die Amerikas zogen. Davon kamen rund zwei Millionen aus Europa und etwa acht Millionen als Sklav_innen aus Afrika (vgl. Boogaart / Emmer 1986, 3). Europa verließen neben den für die Etablierung und Aufrechterhaltung der Herrschaft nötigen Soldaten und Beamten auch zahlreiche Missionare. Europäer stellten darüber hinaus Kaufleute, Plantagenbesitzer und -betreiber, aber auch städtische Handwerker, Bauern sowie zu vielleicht einem Drittel Arbeitskräfte, die als Unfreie auf den Doppelkontinent gekommen waren. Außerhalb der Amerikas unterhielten Europäer um 1800 zwar rund 500 bis 600 Handels-, Verwaltungs- und Militärstützpunkte in Afrika, Ozeanien und Asien (außerhalb Sibiriens), darunter aber gab es nur vier dauerhaft bestehende Ansiedlungen mit mehr als jeweils 2.000 Europäer_innen: das portugiesische Goa an der Westküste des indischen Subkontinents und das spanische Manila auf der philippinischen Hauptinsel Luzon sowie die niederländischen Niederlassungen Batavia (heute Jakarta) auf der indonesischen Insel Java und Kapstadt an der Südspitze Afrikas (vgl. Schmitt 2009, 19f.).

Arbeits- und Siedlungswanderungen im Zeichen rascher Globalisierung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

Seit dem frühen 19. Jahrhundert wuchs die Zahl der Menschen rapide an, die Europa den Rücken kehrten. Die Phase beschleunigter kolonialer Erschließung der Welt und ökonomischer Globalisierung in den letzten 30, 40 Jahren vor Beginn des Ersten Weltkrieges bildeten dann den Höhepunkt. Der kleinere Teil der europäischen Interkontinentalwanderer_innen nahm Pfade über Land und siedelte sich vornehmlich in den asiatischen Gebieten des Zarenreichs an. Der

überwiegende Teil überwand die maritimen Grenzen des Kontinents: Von den 55 bis 60 Millionen Europäer_innen, die zwischen 1815 und 1930 nach Übersee zogen, gingen mehr als zwei Drittel nach Nordamerika, wobei die USA gegenüber Kanada mit einer um mehr als das Sechsfache höheren Zuwander_innenzahl eindeutig dominierten. Rund ein Fünftel wanderte nach Südamerika ab, circa sieben Prozent erreichten Australien und Neuseeland. Nordamerika, Australien, Neuseeland, das südliche Südamerika sowie Sibirien bildeten als europäische Siedlungsgebiete „Neo-Europa“ (Datenquelle hier und im Folgenden: vgl. Bade 2000, 121–168).

Die Besiedlung „Neo-Europas“ bedeutete eine Verdrängung der einheimischen Bevölkerung in periphere Räume und zeigte nicht selten genozidale Tendenzen. Sie führte zu einer weitreichenden Marginalisierung oder sogar völligen Beseitigung der überkommenen ökonomischen und sozialen Systeme, Herrschaftsgefüge und kulturellen Muster. Den zentralen Anstoß für eine verstärkte europäische Zuwanderung bildete im 19. Jahrhundert in allen Fällen die beschleunigte Einbindung der Siedlungsräume in den Weltmarkt. Die europäische Nachfrage nach Rohstoffen und Nahrungsmitteln sowie der Investitionsschub durch den Kapitalexpert aus Europa erzeugten einen hohen Arbeitskräftebedarf in einzelnen Teilen der Welt und ließ neue Migrationsziele für Europäer_innen entstehen. Deren Zuwanderung wiederum führte dort zur Etablierung von Massenmärkten für europäische Fertigwaren, die die wirtschaftlichen Interdependenzen weiter verstärkten. Wesentliche Voraussetzung für den Anstieg der europäischen Überseemigration bildete die bereits seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten bestehende migratorische Verflechtung zwischen Europa und überseeischen Zielen: Pioniermigrant_innen lieferten Informationen über Möglichkeiten, Pfade und Risiken der Abwanderung nach Übersee. Erleichtert wurden Fernwanderungen zudem durch die im Zuge der Industrialisierung wesentlich verbesserte Verkehrssituation in Europa, nach Übersee und in den Zielgebieten – Raum verdichtete sich. Dadurch verminderte sich nicht nur der zeitliche Aufwand für eine Reise. Auch die Kosten sanken erheblich.

Ein enormer Anstieg der europäischen Zuwanderung in die USA setzte schon in den 1820er-Jahren ein: Rund 152.000 Europäer_innen erreichten die USA, in den 1830er-Jahren dann bereits circa 600.000. Der Zeitraum von den 1840er- bis zu den 1880er-Jahren bildete dann eine Hochphase der Einwanderung mit insgesamt circa 15 Millionen Menschen aus Europa, die hauptsächlich aus dem Westen, dem Norden und der Mitte des Kontinents kamen: Über vier Millionen Deutsche, drei Millionen Iren, drei Millionen Engländer, Schotten und Waliser sowie eine Million Skandinavier erreichten die USA, deren Bevölkerung in diesem halben Jahrhundert von ungefähr 17 Millionen auf 63 Millionen anwuchs. ▶ Abb. 2

In Nordamerika stellte sich trotz der starken und anwachsenden Zuwanderung und trotz des hohen Bevölkerungswachstums nicht die Diskrepanz im Wachstum von Bevölkerung und Erwerbsmöglichkeiten ein, die, wie geschildert, die europäischen Verhältnisse kennzeichnete – im Gegenteil: Der Bedarf an Arbeits-



Abb.2 Globale Arbeits- und Siedlungswanderungen im ‚langen‘ 19. Jahrhundert (politisch-territoriale Situation des Jahres 2000) | Christoph Reichel, Institut für Geographie, Universität Osnabrück (Vorlage: Segal 1993, 17, 23)

kräften wuchs weiter. Hintergrund war ein agrar- und industriegesellschaftlicher Boom. Das wirtschaftliche Wachstum stand in einer engen Wechselbeziehung mit der permanenten territorialen Expansion über die 13 Gründungsstaaten der USA hinaus. Das Territorium der USA vervielfachte sich innerhalb nur weniger Jahrzehnte. 1820 lebten noch fast drei Viertel der Gesamtbevölkerung der USA in den Staaten der Ostküste und nur ein Viertel westlich der Appalachen. 1860 hatten interkontinentale Einwanderung und interregionale Migration in den USA dazu geführt, dass bereits die Hälfte der US-amerikanischen Bevölkerung westlich der Appalachen zu finden war. Diese Westbewegung von Millionen von Menschen europäischer Herkunft in die neu erschlossenen nordamerikanischen Räume kann unter den Begriff der „Grenzkolonisation“ gefasst werden. Diese fand in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ihr Ende und mündete in eine Phase expansionistischer Politik der Überseekolonisation der Vereinigten Staaten.

Die koloniale Expansion der USA, Japans und vor allem europäischer Staaten erreichte in den drei bis vier Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg in der Phase des Hochimperialismus ihren Zenit. Die von den großen europäischen Imperien in den vorangegangenen Jahrzehnten zumeist bevorzugte informelle politische, wirtschaftliche und militärische Kontrolle über asiatische, pazifische, afrikanische oder lateinamerikanische Räume mündete in eine Situation zunehmender imperialistischer Konkurrenz in die fortschreitende Verdichtung formeller Kolonialherrschaft. Die Phase verstärkter kolonialer Expansion bildete zugleich eine Zeit beschleunigter internationaler ökonomischer Vernetzung, die weitreichende wirtschaftliche Transformationen hervorrief. Die bereits erwähnte Verkehrs- und Kommunikationsrevolution des „langen“ 19. Jahrhunderts führte vor allem im Übergang zum 20. Jahrhundert zu einem weiteren beachtlichen Rückgang der Transportkosten. Immer mehr Menschen und Waren überwandten immer größere Distanzen. Kommunikationsverbindungen wurden rasch ausgebaut (regelmäßiger Postverkehr; Telegrafie, Telefon ab 1878). Zeitungen entwickelten sich zur billigen Nachrichtenquelle für jedermann aufgrund der rasanten Zunahme von Zahl und Auflage. Damit verbesserten sich auch die Möglichkeiten der Information über Chancen der Ansiedlung oder Arbeitnahme andernorts. Der beschleunigte Ausbau von Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen erleichterte zudem die Marktbildung im Migrationsbereich: Die global agierenden und untereinander konkurrierenden Schifffahrtsgesellschaften Europas und Nordamerikas erschlossen mit Hilfe modernster Werbemethoden und eines weit ausgebauten Systems von Agenten immer neue Abwanderungsregionen, um ihre Dampfschiffe mit Migrant_innen zu füllen. ▶ Abb. 3

Die Phase beschleunigter kolonialer Erschließung der Welt und ökonomischer Globalisierung in den letzten 30 bis 40 Jahren vor Beginn des Ersten Weltkriegs bildete den Höhepunkt der globalen Fernwanderungen der Europäer_innen im „langen“ 19. Jahrhundert. Durchschnittlich 50.000 Menschen hatten zu Anfang des 19. Jahrhunderts jährlich Europa über das Meer verlassen. Die 1840er-Jahre bildeten eine Zäsur: 1846 bis 1850 gab es im Durchschnitt Jahr um Jahr bereits

über 250.000 Transatlantik-Wander_innen, davon gingen rund 80 Prozent in die USA und 16 Prozent nach Kanada. Zwischen 1851 und 1855 stieg diese Zahl auf 340.000 und damit auf das Siebenfache des Jahresdurchschnitts der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Weiterhin dominierte die USA mit 77 Prozent als wichtigstes Ziel gegenüber neun Prozent, die sich nach Kanada und 4 Prozent, die sich nach Brasilien wandten. Mit der Weltwirtschaftskrise der späten 1850er-Jahre und dem Amerikanischen Bürgerkrieg 1861–1865 ging zwar die europäische Zuwanderung in die USA deutlich zurück, sie überstieg mit dem Ende des Sezessionskrieges aber sogleich wieder das Niveau der frühen 1850er-Jahre, um in der Weltwirtschaftskrise der 1870er-Jahre erneut abzusinken. Seit den 1880er-Jahren folgten die Höhepunkte der europäischen Überseemigration. In der zweiten Hälfte der 1880er-Jahre umfasste sie durchschnittlich fast 800.000 Menschen pro Jahr, immer noch ging der Großteil in die USA. Spitzenwerte erzielte sie in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, als durchschnittlich jährlich mehr als 1,3 Millionen Europäer_innen die „Alte Welt“ verließen.

Häufig wird übersehen, dass transatlantische Migration aus Europa nie eine Einbahnstraße war: Je stärker im 19. Jahrhundert die lange dominierende Familienmigration zwecks landwirtschaftlicher Ansiedlung an Gewicht verlor und die individuelle Arbeitsmigration in industrielle Beschäftigungsverhältnisse anstieg, desto höher lag die Rückwanderung. Zwischen 1880 und 1930 kamen vier Millionen Menschen aus den USA nach Europa zurück mit enormen Unterschieden zwischen den einzelnen Gruppen: Nur fünf Prozent der jüdischen Transatlantikmigrant_innen, aber 89 Prozent der Bulgaren und Serben kehrten zurück. Bei den Mittel-, Nord- und Westeuropäer_innen lag der Durchschnitt bei 22 Prozent. Vor allem die Abwanderung über das Meer aus Ost-, Ostmittel- und Südeuropa, die seit der Wende zum 20. Jahrhundert dominierte, bedeutete immer seltener definitive Auswanderung und immer häufiger Rückkehr und zirkuläre Migration. Die Hälfte der Italiener beispielsweise, die zwischen 1905 und 1915 Nord- und Südamerika erreichten, kehrte nach Italien zurück.



Abb. 3 Werbung der im Auswanderergeschäft tätigen britischen Schifffahrtsgesellschaft Cunard, Plakat von Odin Rosenvinge, 1920 | bpk/Staatliche Museen zu Berlin, Kunstbibliothek / Knud Petersen

Gegenüber Nordamerika gewannen andere „Neo-Europas“ an Gewicht, darunter vor allem Australien, Brasilien und Argentinien, aber auch Neuseeland, Uruguay oder Chile. Vor 1850 hatten die USA circa vier Fünftel aller europäischen Migrant_innen aufgenommen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es circa drei Viertel, seit der Jahrhundertwende noch rund die Hälfte. Der Bedeutungsgewinn der Ziele außerhalb Nordamerikas war vornehmlich ein Ergebnis der Öffnung großer neuer Siedlungszonen für europäische Landwirte und der Entdeckung von Rohstoffvorkommen, deren Erschließung viele Arbeitskräfte erforderte.

Neben die Ansiedlung von Menschen aus Europa in den kolonialen Räumen traten die vielgestaltigen und umfangreichen Migrationen insbesondere aus Afrika und Asien als unmittelbares oder mittelbares Ergebnis der globalen politisch-territorialen Expansion Europas und der von Europa ausgehenden wirtschaftlichen Globalisierung: Sie waren als Flucht, Vertreibung oder Umsiedlung Ergebnis der Aufrichtung und Durchsetzung von Kolonialherrschaft. Sie waren als Deportation Ergebnis des in vielen Kolonialgebieten praktizierten Zwangs zum Anbau marktförmiger Produkte oder der weitreichenden Etablierung von Plantagenwirtschaften, die auf längere Sicht auf zahlreiche (Zwangs-)Arbeitskräfte angewiesen blieben. Sie waren als Arbeitswanderungen Ergebnis der Veränderung ökonomischer Strukturen, darunter insbesondere der Exploration und raschen Ausbeutung von für die europäische Industrialisierung wichtigen Rohstoffvorkommen, der Umstellung der Landwirtschaft auf Handelspflanzen, des Wachstums urbaner Wirtschaftsräume oder des Ausbaus der Infrastruktur (Eisenbahn-, Kanal- und Hafenbau). Oder sie waren als landwirtschaftliche Siedlungswanderungen Ergebnis der Erschließung neuer Siedlungszonen beispielsweise durch Kultivierungsmaßnahmen oder durch die Öffnung neuer Siedlungsgebiete durch Eroberung oder Erwerb. ▶ Abb. 4

Europa als Ziel der Zuwanderung seit dem späten 19. Jahrhundert

Im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts lief die europäische Transatlantikmigration als Massenphänomen aus, die das globale Migrationsgeschehen des „langen“ 19. Jahrhunderts geprägt hatte. In den 1920er-Jahren erreichte die europäische Überseewanderung nicht mehr als die Hälfte der durchschnittlichen Jahresraten des Vorkriegsjahrzehnts. In den 1930er-Jahren sanken die Ziffern angesichts der Weltwirtschaftskrise noch weiter ab: Zwischen 1931 und 1940 waren europaweit nur mehr 1,2 Millionen Überseemigrant_innen registriert worden. Die Durchschnittsziffer von jährlich 120.000 Menschen bildete den niedrigsten Wert der gesamten 100 vorangegangenen Jahre. Der Beginn des Zweiten Weltkriegs ließ dann die transatlantische Migration völlig auslaufen.

Nach dem Krieg gab es zwar in den 1950er-Jahren einen Aufschwung der europäischen Transatlantikmigration, der Umfang der 1920er-Jahre oder gar der Hochphase des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts aber wurde bei weitem nicht

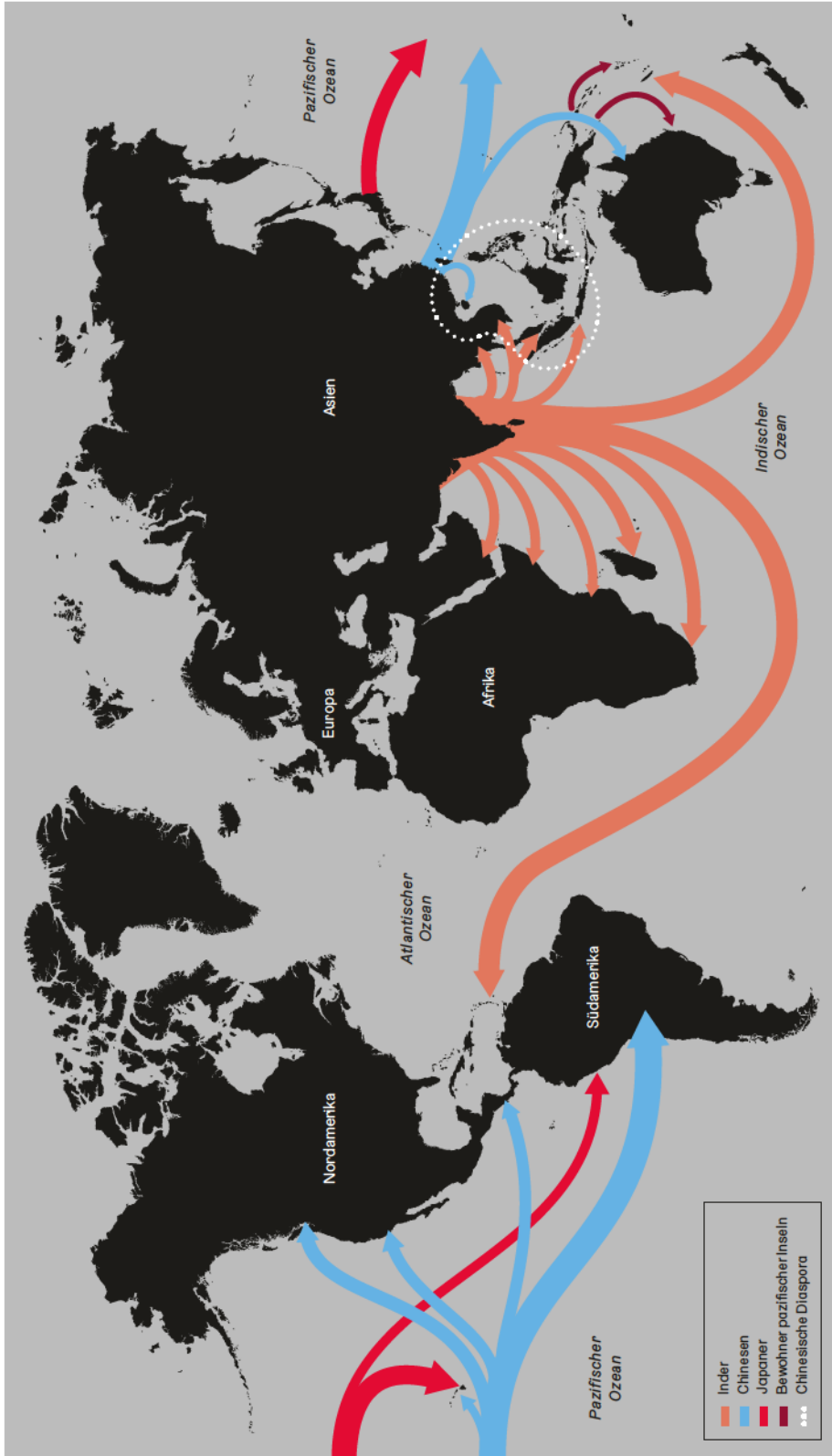


Abb. 4 Asiatische Überseemigration von den 1830er-Jahren bis zum Ersten Weltkrieg | Christoph Reichele, Institut für Geographie, Universität Osnabrück (Vorlage: Hoerder 2002, 368)

mehr erreicht: Staaten wie Großbritannien, die Niederlande oder (West-)Deutschland, die lange wichtige Herkunftsländer der Abwanderung aus Europa gewesen waren, verzeichneten nun meist höhere Zu- als Abwanderungsziffern. Und die Migrationsströme anderer ehemals bedeutsamer Herkunftsländer der Transatlantikwanderung wie Italien, Spanien, Portugal oder Griechenland richteten sich jetzt weitgehend auf die expandierenden Arbeitsmärkte der nord-, west- und mitteleuropäischen Industrieländer aus.

Europa als Hauptakteur kolonialer Expansion und als Hauptexporteur von Menschen nach Amerika, Afrika, Asien und in den Raum des südlichen Pazifik war lange nur selten Ziel interkontinentaler Zuwanderungen gewesen. In Großbritannien, dem Zentrum des weltweit größten Imperiums, stieg zwar bereits im Zuge der Expansion des 17. bis 19. Jahrhunderts die Zahl der Menschen afrikanischer oder asiatischer Herkunft an. Sie blieb aber relativ klein. Für 1770 sind beispielsweise 10.000 Menschen in Großbritannien ermittelt worden, die aus dem subsaharischen Raum stammten, London beherbergte die Hälfte von ihnen. Andernorts in Europa lebten wesentlich weniger außereuropäische Zuwanderer_innen. Dies änderte sich langsam in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg, als der Umfang der Bevölkerung außereuropäischer Herkunft stärker anwuchs. Anders als häufig vermutet wird, kamen hierbei keineswegs nur Angehörige der kolonialisierten Unterschichten.

Ein zentraler Migrationskanal (*gate of entry*) von Pioniermigrant_innen nach Europa bildete vielmehr der Erwerb akademischer Qualifikationen im Kontext des Kolonialismus: Funktionsfähig erwies sich koloniale Herrschaft nur aufgrund eines umfangreichen Apparates einheimischer Verwaltungsbeamter, mit der zunehmenden Verdichtung kolonialer Herrschaft seit dem späten 19. Jahrhundert wuchs dieses Heer von Kollaborateuren stark an. In der Zwischenkriegszeit gelangten immer mehr einheimische Verwaltungsbeamte und Offiziere, die nicht selten in den europäischen Metropolen ausgebildet worden waren, an die Spitze der kolonialen Verwaltungen. Und bei weitem nicht alle Bildungsmigrant_innen aus den Kolonien kehrten wieder in die Herkunftsgebiete zurück.

Die Dekolonisation nach dem Zweiten Weltkrieg ließ diese bildungspolitisch motivierten Bewegungen im Raum keineswegs auslaufen: Viele ehemalige Kolonialmächte verstanden die Bildungsmigration aus den nun formal unabhängigen Staaten als eine Gelegenheit, künftige Führungskader an die ehemalige Kolonialmacht zu binden und mit ihrer Hilfe weiterhin Einfluss auf Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur der neuen Staaten zu nehmen. Aus der Ausbildung von kolonialen Kollaborateuren ergab sich mithin nicht nur ein zentraler Kanal der Zuwanderung nach Europa, vielmehr entwickelten sich spezifische Muster globaler Bildungsmigration, die zum Teil bis heute fortwirken und immer wieder auch zu Daueraufenthalten in Europa führten. 1949/50 gab es beispielsweise 2.000 Studierende aus den subsaharischen Kolonien in Frankreich, drei Jahre später hatte sich ihre Zahl verdoppelt und war mit circa 8.000 am Ende des Jahrzehnts erneut auf das Doppelte angestiegen. Rund ein Zehntel aller Absolvent_

innen höherer Schulen aus diesen Regionen soll in den 1950er-Jahren den Bildungsweg in Frankreich weiterverfolgt haben. In Fortsetzung dieser Tradition zählten die französischen Universitäten im Akademischen Jahr 2000/2001 schließlich circa 30.000 Studierende allein aus dem subsaharischen Afrika, die rund ein Fünftel aller ausländischen Studierenden stellten.

Daneben bildete die Schifffahrt einen weiteren frühen *gate of entry* der Zuwanderung von außerhalb Europas. Die im Zuge der Globalisierung rasch wachsenden europäischen Handelsmarinen rekrutierten seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend häufiger asiatische und afrikanische Männer für die körperlich anstrengenden und gesundheitlich belastenden Tätigkeiten unter Deck. Diese erreichten die europäischen Hafenstädte, wo vor und nach dem Ersten Weltkrieg erste kleine Siedlungskerne von Afrikaner_innen und Asiat_innen entstanden (vgl. Amenda 2009). Aus Westafrika stammende Seeleute aus der ethnischen Gruppe der Kru wurden beispielsweise seit dem späten 19. Jahrhundert Teil der Bevölkerung Liverpools, Londons oder Cardiffs und blieben bis in die 1970er-Jahre mit der Schifffahrt verbunden. In Britisch-Indien warb die Handelsmarine seit den 1880er-Jahren Heizer an, einige Hundert arbeiteten bald in den britischen Häfen oder verdienten ihr Geld in den Niedriglohnbereichen der Textilindustrie. Chinesische Seeleute kamen nach London, Hamburg oder Rotterdam, arbeiteten dort weiter im Transportgewerbe oder gründeten die ersten chinesischen Lokale und Restaurants. Eine weitere, und damit dritte Gruppe von Asiat_innen, Afrikaner_innen oder Westindier_innen, aus der Pioniermigrant_innen in Europa hervorgingen, bildeten die von den Kolonialmächten rekrutierten Soldaten auf den europäischen Kriegsschauplätzen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, von denen einige Tausend nach dem Ende der Kampfhandlungen in Europa blieben (vgl. Koller 2008). ▶ Abb. 5

Die eigentliche Massenzuwanderung auf den europäischen Kontinent begann aber erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, gefördert vor allem vom Prozess der Dekolonisation: Die Auflösung der europäischen Kolonialreiche nach dem Zweiten Weltkrieg führte zu einer massiven Rückwanderung von europäischen Siedler_innen nach Europa. Darüber hinaus wurde im Prozess der Dekolonisation die Zuwanderung kolonialer Kollaborateure in die ehemaligen Mutterländer zugelassen, die als Verwaltungsbeamte, Soldaten oder Polizisten die koloniale Herrschaft mitgetragen hatten oder den Einheimischen als Symbole extremer (politischer) Ungleichheit in der kolonialen Gesellschaft galten. Vor allem das Ende der globalen Imperien der Niederlande (in den späten 1940er-Jahren), Frankreichs (in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren) sowie Portugals (Anfang der 1970er-Jahre) brachte umfangreiche Fluchtbewegungen und Vertreibungen mit sich. Zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und 1980 kamen wohl insgesamt fünf bis sieben Millionen Europäer_innen im Kontext der Dekolonisation aus den (ehemaligen) Kolonialgebieten auf den europäischen Kontinent, darunter viele, die weder in Europa geboren waren noch je in Europa gelebt hatten (hierzu und zum Folgenden siehe die einzelnen Beiträge in: Smith 2003).



Abb. 5 Seeleute an Land: chinesische Heizer in Hamburg, 1912 | bpk/Staatsbibliothek zu Berlin

Nach dem Ende der Kolonialherrschaft in Indochina und dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges in Algerien 1954 nahm Frankreich beispielsweise innerhalb eines Jahrzehnts 1,8 Millionen Menschen auf, die im Zuge der Dekolonisationskonflikte entwurzelt worden waren. Als noch umfänglicher erwies sich – im Verhältnis zur Bevölkerungszahl des Mutterlandes – die Zuwanderung im Prozess der Dekolonisation nach Portugal: Beginnend im Herbst 1973 kamen innerhalb nur eines Jahres fast eine halbe Million *Retornados* aus den ehemaligen portugiesischen Besitzungen in Afrika (Mosambik, Angola, Kap Verde, Guinea-Bissau, São Tomé und Príncipe). Angola dominierte als Herkunftsland. Mitte der 1970er-Jahre stellten die *Retornados* nicht weniger als fast sechs Prozent der portugiesischen Bevölkerung. Aus der starken Migration im Kontext der Auflösung der europäischen Kolonialbesitzungen ergab sich ein Paradoxon der Geschichte der europäischen Expansion: Die europäischen Kolonialreiche waren in den europäischen Metropolen nie präsenter als mit und nach der Dekolonisation.

Darüber hinaus prägten sich umfangreiche postkoloniale Zuwanderungen ehemaliger Kolonialisierter nach Europa aus, weil wegen der zum Teil weiterhin bestehenden engen Verbindungen zwischen ehemaligen kolonialen Metropolen und in die Unabhängigkeit entlassenen Staaten privilegierte *gates of entry* bestanden. Das galt unter den großen europäischen Zuwanderungsländern vor allem für Frankreich und Großbritannien, aber auch für die Niederlande und Belgien: Großbritannien bot seit dem British Nationality Act von 1948 allen Bewohner_innen der Kolonien beziehungsweise des Commonwealth eine einheitliche Staatsan-

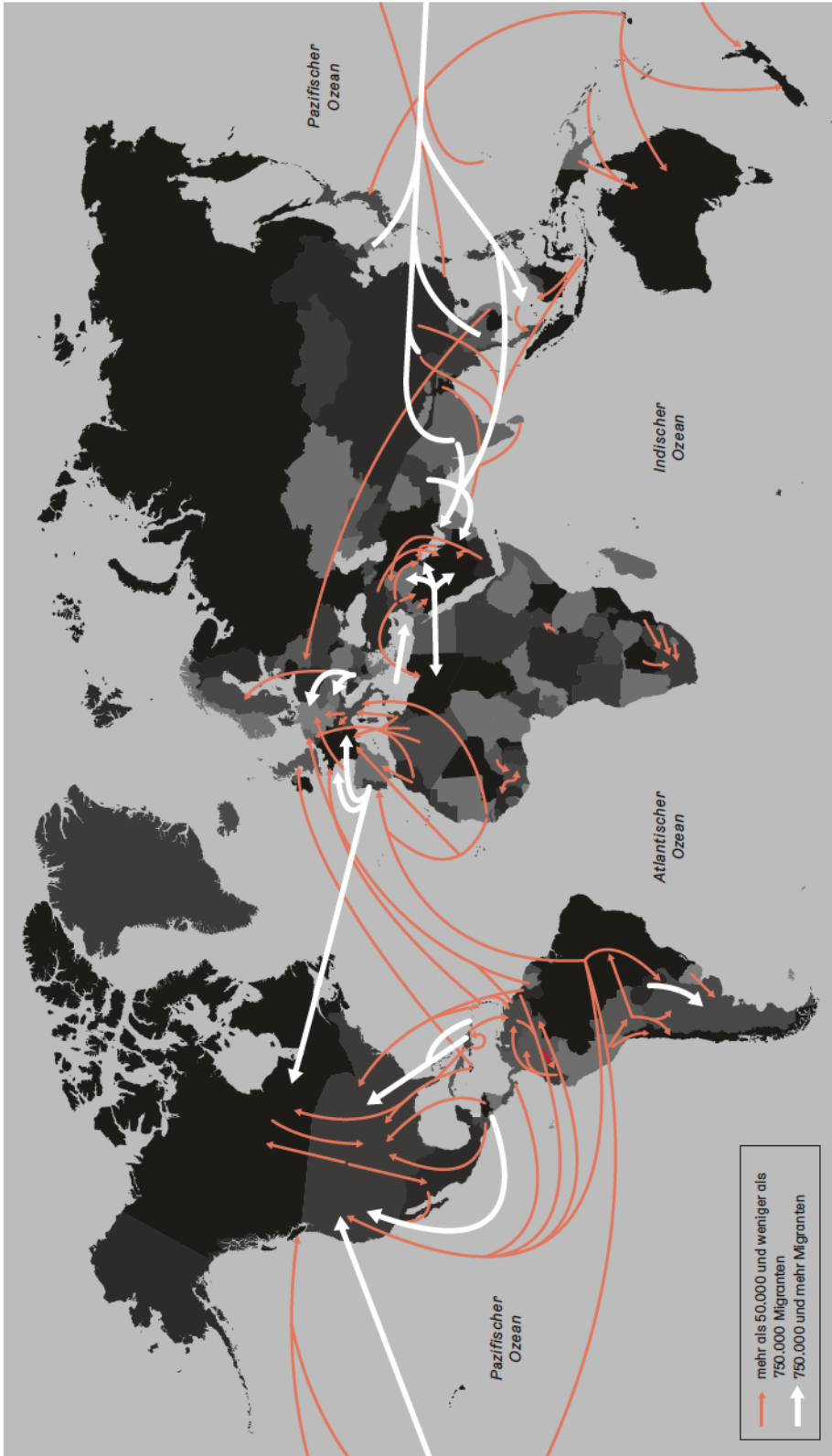


Abb. 6 Globale Migration Ende 20./Anf. 21. Jh. | Christoph Reichel, Institut für Geographie, Universität Osnabrück (Vorlage: Segal 1993: 17, 23)

gehörigkeit sowie freie Einreise und Arbeitsaufnahme in Großbritannien. Diese offene Regelung wurde erst seit den 1960er-Jahren schrittweise zurückgenommen (vgl. Schönwälder 2001, 367–495).

In den wirtschaftlich führenden Staaten Europas war die Zahl der Zuwander_innen aus anderen Teilen Europas bereits im Zeichen von Hochindustrialisierung und Agrarmodernisierung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stark gestiegen. In der ökonomischen Rekonstruktionsperiode der ersten drei Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit ihren hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten und stark expandierenden Arbeitsmärkten kam es erneut und in noch wesentlich stärkerem Maße zur grenzüberschreitenden Fluktuation von Arbeitskräften im Rahmen eines spezifischen Migrationsregimes. West-, Mittel- und Nordeuropa bildeten das Ziel von Zuwandernden, die zumeist aus Anrainerstaaten des Mittelmeers kamen. ▶ Abb. 6

Schluss

Globalisierung als Verdichtung sozialer Interaktionen und Vernetzungen zwischen Menschen, Gesellschaften, Ökonomien und kulturellen Systemen veränderte in dem vergangenen halben Jahrtausend die Welt grundlegend. Beobachten lässt sich, dass Räume, in denen sich besonders dynamische Prozesse der globalen Vernetzung ausmachen ließen, sehr häufig auch als Zentren ausgeprägter Zuwanderung beschrieben werden können; denn Migration ist ein Element und ein Kennzeichen der Verdichtung von sozialen Interaktionen, sie ist Voraussetzung und Bestandteil der Vernetzung von Individuen und Kollektiven. Darüber hinaus tragen Migrationen zu Transformationsprozessen als Ergebnis der Globalisierung bei – sie veränderten die Zusammensetzung von Bevölkerungen, modifizierten ökonomische und soziale Strukturen, religiöse Praktiken oder künstlerische Ausdrucksformen. Migration war in den vergangenen Jahrhunderten ein zentrales Element der Globalisierung, ist es in der Gegenwart und dürfte es auch in Zukunft bleiben.

Ein Mythos bildet die Vorstellung, in den vergangenen Jahrhunderten seien in der Regel vor allem jene Menschen zu Migrant_innen, die besonders arm und bedürftig gewesen seien. Tatsächlich bildeten finanzielle Ressourcen nicht erst in der Gegenwart eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung eines individuellen Migrationsprojekts: Formalitäten für Ein- und Ausreisen mussten auch in der Vergangenheit bezahlt werden, erhebliche Reise- und Transportkosten kamen hinzu, Agenten oder Vermittler galt es in der Regel (teuer) zu bezahlen. Es stand zudem nie zu erwarten, dass die Ankunft in einem Zielland sofort mit der Aufnahme einer bezahlten Tätigkeit verbunden war, zum Teil erwiesen sich Anfangsinvestitionen als nötig, Sparkapital wurde verbraucht, Geld musste geliehen werden. Für die Allerärmsten war die Umsetzung eines solchen Migrationsprojekts immer schon illusorisch. Unzählige Studien belegen: Armut schränkte die Bewegungsfähigkeit bereits in der Vergangenheit massiv ein.

Vielfach wird behauptet, das Niveau der globalen Migrationsbewegungen sei in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten vor dem Hintergrund einer beschleunigten Globalisierung deutlich angestiegen – und werde zukünftig weiter ansteigen. Diese Annahme lässt sich nicht bestätigen. Wie das Vienna Institute of Demography in einer aufwändigen Studie ermittelte, die die Zu- und Abwanderungen für 196 Staaten weltweit je einzeln erschlossen hat, können für die vergangenen mehr als fünf Jahrzehnte keine erheblichen Veränderungen des Gewichts globaler Migrationsbewegungen ausgemacht werden: Der Anteil der Migrant_innen an der Weltbevölkerung lag innerhalb von Fünf-Jahres-Perioden seit 1960 recht stabil bei je 0,6 Prozent. Das heißt in absoluten Zahlen beispielsweise für die Jahre von 2005 bis 2010: 41,5 Millionen grenzüberschreitende Migrationen bei einer Weltbevölkerung von rund sieben Milliarden. Nur im Zeitraum von 1990 bis 1995 erreichte der Anteil der Migranten mit 0,75 Prozent einen leicht höheren Wert, der vor allem mit den migratorischen Folgen der Öffnung des Eisernen Vorhangs und den weitreichenden Transformationen durch den Zusammenbruch der Sowjetunion sowie anderer politischer Systeme vor allem im östlichen Europa erklärt werden kann.

Auffällig sind an diesen Daten nicht nur das relativ niedrige Niveau der zwischenstaatlichen Migration und die ausgeprägte Stabilität über Jahrzehnte. Darüber hinaus zeigt sich, dass der größte Teil der Bewegungen innerhalb von Weltregionen wie Westafrika, Südamerika oder Ostasien stattfindet, während Migration, die die Grenzen von Kontinenten überschreiten, kaum ins Gewicht fallen. Selbst ein Staat wie die Bundesrepublik Deutschland, der seit 2010 starke Zu- und Abwanderungen erlebt, verzeichnete weit überwiegend Bewegungen aus Europa: Drei Viertel aller Zuwander_innen der vergangenen Jahre kamen aus anderen europäischen Staaten. Festhalten lässt sich auch, dass der Umfang der Zuwanderungen aus dem ärmeren Süden der Welt in den reicheren Norden in den vergangenen Jahrzehnten gering war und Prognosen der Vereinten Nationen zufolge in den kommenden Jahren auch nicht signifikant ansteigen wird – eine Feststellung, die gänzlich den Vorstellungen über die vermeintliche Bedrohung „westlicher“ Gesellschaften durch Massenzuwanderungen aus den weniger entwickelten Weltregionen widerspricht. Im Jahr 2014 erreichten beispielsweise nur rund 75.000 Zuwander_innen aus afrikanischen Staaten die Bundesrepublik Deutschland (darunter zahlreiche Deutsche, die zeitweilig in Afrika gelebt hatten), 27.000 wanderten nach Afrika ab.

Verantwortlich für das relativ geringe Niveau globaler Süd-Nord-Migration sind vornehmlich drei Aspekte: Armut, fehlende Netzwerke und restriktive Migrationspolitiken. Finanzielle Ressourcen bilden, wie erwähnt, eine wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung eines individuellen Migrationsprojekts. Auch deshalb zählt ein Großteil der – zum Teil irregulär – Zuwandernden, die gegenwärtig Europa aus Afrika kommend erreichen, zu jenen, die über einen relativ guten finanziellen Hintergrund und über eine gute Ausbildung beziehungsweise einen vergleichsweise hohen Bildungsgrad verfügen.

Doch es fehlen nicht nur finanzielle Ressourcen. Vor dem Hintergrund einer ohnehin relativ geringen globalen Süd-Nord-Migration in der jüngeren Vergangenheit ist die Zahl der Pioniermigrant_innen sowie der Umfang der kontinente übergreifenden verwandtschaftlich-bekanntschaftlichen Netzwerke und des verlässlichen Wissens über die Möglichkeiten der Wahrnehmung von Chancen in den entwickelten Ländern im größten Teil der ärmeren Bevölkerung der Welt sehr klein. Auch diese Faktoren halten die Zahl der Süd-Nord-Migrant_innen auf einem niedrigen Niveau.

(Relativ) offen sind die Grenzen der entwickelten Länder im Wesentlichen nur für Fachkräfte beziehungsweise für Hochqualifizierte, die meist aus anderen entwickelten Ländern kommen. Die laufenden Diskussionen um die Zukunft der alternden Gesellschaften des reichen Nordens verdeutlichen, dass sich an einer solchen Orientierung auf qualifizierte und hochqualifizierte Zuwander_innen auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten wenig ändern wird: Weder die für eine alternde Gesellschaft angenommenen Herausforderungen einer sinkenden wirtschaftlichen Produktivität und ökonomischen Innovationsfähigkeit noch die Rekrutierung von Pflegekräften oder ärztlichem Personal für eine Bevölkerung, deren Altersdurchschnitt kontinuierlich steigt und in der altersbedingte Erkrankungen unaufhaltsam zunehmen werden, lassen sich durch die Zuwanderung Nicht- oder Geringqualifizierter kompensieren.

Im Blick auf Fluchtbewegungen waren europäische Staaten, sieht man von den binnenkontinentalen Bewegungen im Kontext der Auflösung des „Ostblocks“ und insbesondere von den migratorischen Folgen der Jugoslawienkriege in den 1990er-Jahren ab, im vergangenen Vierteljahrhundert relativ selten ein Ziel. Dieser Sachverhalt resultiert aus spezifischen Mustern im Kontext des Ausweichens vor Gewalt in den verschiedensten Kriegs- und Krisenzonen der Welt: Größere Fluchtdistanzen sind selten, weil finanzielle Mittel dafür fehlen und Transit-beziehungsweise Zielländer die Migration behindern. Geflüchtete streben außerdem überwiegend nach einer möglichst raschen Rückkehr. Darum finden sie sich vor diesem Hintergrund in aller Regel in der Nähe der vornehmlich im globalen Süden liegenden Herkunftsregionen. 95 Prozent aller afghanischen Geflüchteten (2015: 2,6 Millionen) leben in den Nachbarländern Pakistan oder Iran. Ähnliches gilt für Syrien, das sich seit 2011 im Bürgerkrieg befindet: Der Großteil der syrischen Geflüchteten, rund 4,8 Millionen, sind in die Nachbarländer Türkei (2016: 2,7 Millionen), Jordanien (640.000), Irak (246.000) und Libanon (1,1 Millionen) ausgewichen. Mit 7,6 Millionen lag dabei die Zahl der Menschen, die vor Gewalt innerhalb Syriens flohen und zu Binnenvertriebenen wurden, sogar noch deutlich höher. Angesichts dessen überrascht es nicht, dass Staaten des globalen Südens 2014 nicht weniger als 86 Prozent aller weltweit registrierten Geflüchteten beherbergten – mit seit Jahren steigender Tendenz im Vergleich zum Anteil des globalen Nordens, hatte doch der Anteil der ärmeren Länder weltweit 2003 lediglich bei 70 Prozent gelegen. Vornehmlich der globale Süden ist also von der Zunahme der weltweiten Zahl der Geflüchteten und Binnenvertriebenen seit Anfang der 2010er-

Jahre betroffen. Zwar stieg auch in Europa die Zahl jener Menschen an, die um Schutz vor Gewalt in den Kriegs- und Krisenzonen der Welt nachsuchten, im Vergleich zu anderen Weltregionen blieb der europäische Beitrag zur Bewältigung der globalen „Flüchtlingsfrage“ aber gering.

Literatur

Amenda, Lars (2009): *Globale Grenzgänger. Chinesische Seeleute und Migranten und ihre Wahrnehmung in Westeuropa 1880-1930*. In: Werkstatt Geschichte 53, 7-27.

Bade, Klaus J. (2000): *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München.

Boogaart, Ernst van den / Emmer, Pieter C. (1986): *Colonialism and Migration*. In: Pieter C. Emmer (Hg.): *Colonialism and Migration. Indentured Labour before and After Slavery*. Dordrecht, 3-17.

Helbich, Wolfgang et al. (Hg.) (1988): *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930*. München.

Hoerder, Dirk (2003): *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millenium*. Durham.

Hoerder, Dirk et al. (2010): *Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung*. In: Klaus J. Bade et al. (Hg.): *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. 3 Aufl., Paderborn, 28-53.

Koller, Christian (2008): *The Recruitment of Colonial Troops in Africa and Asia and their Deployment in Europe during the First World War*. In: *Immigrants & Minorities* 26, 111-133.

Münz, Rainer et al. (1997): *Zuwanderung nach Deutschland*. Frankfurt / M.

Oltmer, Jochen (2016): *Globale Migration. Geschichte und Gegenwart*. 2. Aufl., München.

Schmitt, Eberhard (2009): *Globalisierung der Erde? Gedanken über die europäische Expansion und ihre Folgen*. In: Markus A. Denzel (Hg.): *Vom Welthandel des 18. Jahrhunderts zur Globalisierung des 21. Jahrhunderts*. Stuttgart, 15-24.

Schönwälder, Karen (2001): *Einwanderung und ethnische Pluralität. Politische Entscheidungen und öffentliche Debatten in Großbritannien und der Bundesrepublik von den 1950er bis zu den 1970er Jahren*. Essen.

Segal, Aaron (1993): *An Atlas of International Migration*. London.

Smith, Andrea L. (Hg.) (2003): *Europe's Invisible Migrants*. Amsterdam.

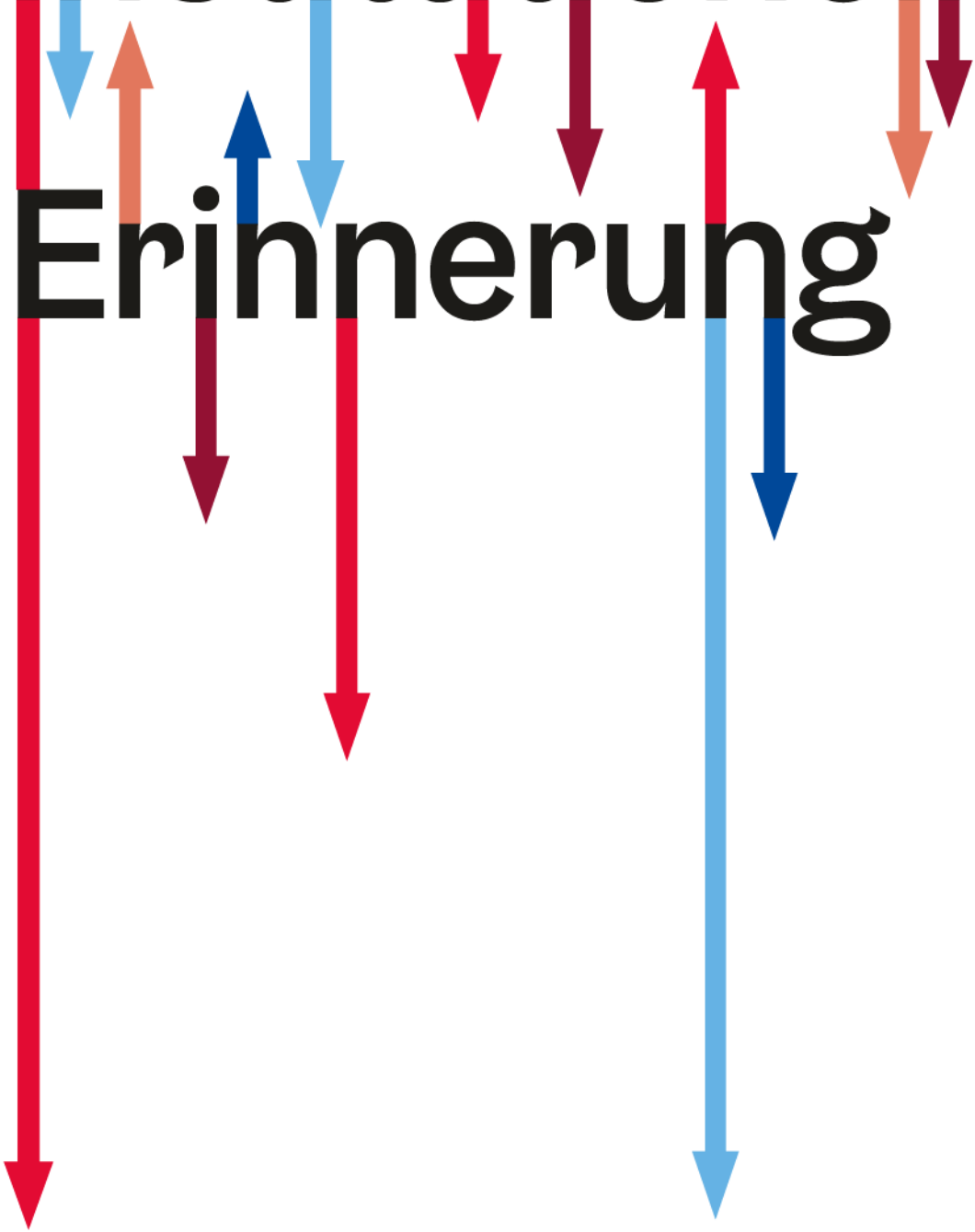


3.



Institutionelle

Erinnerung





Museu da Imigração

Weg und Leben italienischer Migrant_innen in Brasilien Ende des 19. Jahrhunderts

Juliana Monteiro, Maria Angélica Beghini Morales,
Letícia Brito de Sá, Luciane Santesso,
Henrique Trindade Abreu, Tatiana Chang Waldman

Einführung

Die sogenannte Große Einwanderung war ein Prozess, der zwischen Europa und Amerika zwischen 1880 und 1915 stattfand (vgl. Vaifas 2000, 161). Brasilien war nach den Vereinigten Staaten, Argentinien und Kanada das am vierthäufigsten angesteuerte Ziel in der Neuen Welt. Zu dieser Zeit war die Einwanderung von Italiener_innen die bedeutendste in diesem Land und konzentrierte sich auf ein nahezu einziges Territorium im Innenland des Bundesstaates São Paulo – die Region der Kaffeeplantagen. Weitere Kolonialsiedlungen erfolgten in anderen Staaten im Südosten und im Süden. Diese im Allgemeinen subventionierte Einwanderung verdichtete sich zwischen den Jahren 1889 und 1902.¹ Sie förderte nicht nur das Wachstum von São Paulo, sondern bewirkte auch unter den Brasilianer_innen eine bestimmte Vorstellung über Italien (vgl. Carneiro et al. 2010; Lesser 2015).

Laut Herbert S. Klein war es eine Kombination aus drei Faktoren, die zur wachsenden italienischen Einwanderung nach Brasilien während des 19. Jahrhunderts führte: „Der erste Faktor war der Zugang zum Land und somit zur Nahrung; der zweite waren die verschiedensten Erträge der brasilianischen Anbauflächen; und der dritte die Anzahl der Familienmitglieder, die ernährt werden mussten.“ (Klein 1999, 14). Nach Aussage dieses Autors übte „das Bevölkerungswachstum zu der Zeit einen enormen Druck auf den Agrarsektor des Landes aus. Um den Anforderungen des Nahrungsmittelanbaus gerecht zu werden, begannen sich die traditionellen Methoden der Vermietung, des Anbaus und der Produktion zu ändern“ (Klein 1999, 15). Mit anderen Worten verloren damals viele Bauern ihr Landrecht genau zu dem Zeitpunkt, als die europäische Industriali-



Abb. 1 Museu da Imigração des Bezirks São Paulo, São Paulo José | Pedro Viviani, CC BY-SA 4.0²

sierung und die Einführung neuer Techniken in der Landwirtschaft zur Arbeitslosigkeit führten. In diesem Zusammenhang sahen viele Bauernfamilien die Migration als eine Möglichkeit, ihr Leben zu verbessern. Brasilien war eines der Zielländer und empfing viele italienische Einwander_innen, die vor allem aus der Gegend des Veneto kamen (vgl. Klein 1999; Alvim 1999, 387). Wiederum erlebte das Land Brasilien eine Periode, in der die Ankunft ausländischer Arbeitskräfte vor allem aus Europa es ermöglichte, die großen Kaffeeplantagen weiter zu betreiben und auszuweiten. Der Hauptgrund dafür war die Abschaffung der Sklaverei. Aber eine solche Initiative sowie die Suche nach Arbeitskräften „rechtfertigten zusätzlich andere Gründe, wie die ‚Bleichung der Rassen‘, die Notwendigkeit, ein noch ‚zivilisiertes‘ Land aufzubauen, in dem die noch vorherrschende gesellschaftliche Struktur basierend auf der Sklaverei mit der Förderung von Kleineigentümern aufgebrochen werden sollte.“ (Alvim 1999, 384).

Die italienischen Einwander_innen in der Hospedaria de Imigrantes do Brás und das aktuelle Museu da Imigração

Der Augenblick der Ankunft in Brasilien, zum Beispiel durch die Hospedaria de Imigrantes do Brás, war sicherlich eindrucksvoll für die Einwander_innen. Bei der Ausschiffung im Hafen von Santos war dieser nicht nur ein Ankunftsort, sondern auch ein Treffpunkt: Dort hatten alle Migrant_innen, darunter vor allem Italiener_innen, ihre ersten direkten Kontakte mit Menschen aus Brasilien, mit ihren Gewohnheiten, ihrer Sprache und ihrem Essen. Diese Erfahrung war im Allgemeinen so markant wie die Schiffsfahrt, insbesondere für die Erwachsenen.

Die Hospedaria de Imigrantes do Brás wurde für die Einwander_innen in São Paulo strategisch neben zwei Haupteisenbahnlinien gebaut, die den Bundesstaat São Paulo durchquerten: die São Paulo Railway (1867) und die zentrale Eisenbahn Brasilien (1875). Diese Hospedaria schaffte in ihren Räumlichkeiten Unterbringungsmöglichkeiten für ungefähr 2.500.000 Einwander_innen und sogar für 8.000 Menschen an einem Tag. Sie wurden nach der Ausschiffung im Hafen von Santos zu den Zügen transportiert und anschließend in der Hospedaria untergebracht. Hier blieben sie für kurze Zeit. Sobald sie eine Beschäftigung erhielten, stiegen sie wieder in die Züge Richtung Binnenland. Diese Integrationshilfe in den Arbeitsmarkt, zum Beispiel zur Beschäftigung auf den Kaffeeplantagen, wurde von einer Einrichtung durchgeführt, die im Gebäude der Herberge tätig war: Das offizielle Amt für Vermittlung und Arbeit half den Einwander_innen mit Arbeitsverträgen.

Nachdem das Gebäude der ehemaligen Hospedaria vom Rat für Denkmalschutz zum historischen, archäologischen, künstlerischen und touristischen Erbe (CONDEPHAAT) erklärt wurde, wurde es umfunktioniert und beherbergt bis heute das Museu da Imigração, das Einwanderungsmuseum des Bundesstaates São Paulo. ▶ Abb. 1

Dieses besitzt eine Sammlung mündlich überlieferter Geschichte von 17 Interviews mit eingewanderten Italiener_innen, die unter anderem aus den Provinzen Padua, Potenza, Salerno und Benevento in Italien kamen. Die Interviews helfen zu verstehen, wie sich eingewanderte Familien oder Individuen an das Leben in Brasilien angepasst hatten. Einige Personen erzählen von erfolgreichen Fällen im Binnenland, wo Migrant_innen es geschafft hatten, sich den unterschiedlichen saisonal bedingten Lebensformen anzupassen und in verschiedenen Städten zu etablieren, auch wenn das mit Schwierigkeiten verbunden gewesen war. Sie erzählen aber auch von Fällen, in denen die Anpassung nicht erfolgreich war, sodass die Einwander_innen zur „großen Stadt“ nach São Paulo zurückkehrten, um dort ein kleines Geschäft zu gründen oder von der erfolgreichen industriellen Entwicklung zu profitieren.

Gemeinsames Thema aller Interviews ist die Sorge der Einwander_innen um die Beibehaltung der kulturellen Praktiken und Dialekte ihrer Familien und ihrer Heimat. In mehreren Fällen waren die religiösen Feiern und die Gründung kultureller Vereinigungen eine Möglichkeit, ein Stück Italien – wenn auch nur imaginär oder neu erfunden – mit in die neue Heimat zu bringen. Was die Sprache betrifft, kann man verstehen, dass solche Strategien als eine Möglichkeit angesehen wurden, eine Brücke zwischen beiden Ländern zu bilden und ein Netz der Solidarität zu schaffen.

Die Angst um die Bewahrung solcher Erinnerungen spiegelt sich nicht nur in dem Wunsch wider, diese Lebensgeschichten aufgezeichnet zu haben. Die Sorge der italienischen Einwander_innen findet sich in der musealen Sammlung bestätigt. Sie enthält Objekte, die dem Museum als Zeichen des Wunsches nach Bewahrung von persönlichen und kollektiven Erinnerungen gespendet wurden. Wie Ulpiano Teixeira Bezerra de Menezes betont, reflektieren Schenkungen das Selbstbild der Schenker_innen. Diese hätten aber oft eine Bedeutung, die dem Museum gar nicht bekannt sei. Diese Tatsache würde die Nutzung von Objekten als Dokumente in einer musealen Institution obsolet machen. Dies könne aber durchaus in der Praxis geschehen, wenn sich das historische, soziale und kulturelle Umfeld von der Institution nicht einmal minimal erfassen ließe.

Das Museu da Imigração hat 328 Exponate mit der Herkunft „Italien“ verzeichnet. Es sind Objekte verschiedenster Art wie Männerhüte, Krawatten, Kappen, Handschuhe, typische Tanzkostüme, weiße Kleidung von Kindern, italienische Broschüren, Schallplatten mit italienischer Musik, Tischdecken, Medaillen, Münzen, verschiedene Haushaltsgegenstände, Spielzeug, Bücher, Reisetruhen, Akkordeons, Tischlerwerkzeuge und so weiter. Es ist ein Universum von alltäglichen Gegenständen, das es uns ermöglicht, über die verschiedenen Interpretationen des Lebens dieser Menschen und die Gründe, warum die Objekte dem Museum geschenkt wurden, zu reflektieren.

Die Ansiedlung der Italiener_innen im Bundesstaat São Paulo

Die Italiener_innen waren die erste Einwanderergruppe, die sich vornehmlich im Bundesstaat São Paulo ansiedelte und anstatt der Sklaven auf den Kaffeeplantagen verdingte. Obwohl sie als unqualifizierte³ Landarbeiter kamen, schafften sie es, mit ihrem innerhalb kurzer Zeit gesparten Geld ein Stück Land zu kaufen und erreichten somit eine erhebliche gesellschaftliche Mobilität (vgl. Klein 1999, 28).

Die Arbeitsverträge basierten auf dem Modell von Familienarbeitskräften im Interesse der Großgrundbesitzer und auch der Italiener_innen, die ihre Familien zu unterhalten versuchten. Diese Verträge änderten sich nach der Zeit des Kaffeeanbaus. Danach war es erlaubt, Mais und Bohnen für den Eigenverbrauch der Einwander_innen zwischen die Kaffeepflanzen zu setzen (vgl. Alvim 1999, 397–398). Mit ihren verschiedenen Aktivitäten bauten sie im Bundesstaat São Paulo ein „kleines Italien“ auf, das aus Kleinbauern bestand, sich um den Kaffeeanbau drehte, mit der Industrie verbunden war und in geringerem Maße mit dem Städtebau in Zusammenhang stand (vgl. Alvim 1999).

Die massive Zuwanderung von Arbeitskräften für die expandierende Landwirtschaft sowie die schlechten Arbeitsbedingungen erzeugten bei vielen Arbeiter_innen Unzufriedenheit mit ihren Lebensverhältnissen, und am Ende ihrer jährlichen Verträge wanderten viele in die Städte ab⁴ (vgl. Hall 2010). Darum ist die Geschichte der Entwicklung eines städtischen und industriellen Proletariats in São Paulo vor allem mit der italienischen Einwanderung verbunden.

Perspektiven auf Identität

Einige Forscher ziehen die Idee in Betracht, dass die zur Auswanderung nach Brasilien gezwungenen Italiener_innen kein intensives Gefühl der Loyalität gegenüber der italienischen Halbinsel hatten. Der Klassenunterschied und die Ausbreitung der Einwander_innen in verschiedenen Regionen Brasiliens sind nur einige Faktoren, welche die Entwicklung einer echten italienischen Identität behinderten. Michael Hall, für den die Ethnizität ein Spiegelbild einer durch ihren historischen Kontext festgelegten sozialen Konstruktion ist, behauptet:

„Es ist schwer, nicht zu dem Schluss zu kommen, dass die schnelle Assimilation und der soziale Aufstieg eines wesentlichen Teils der Einwanderer jene Institutionen–die nie besonders robust waren–weiter schwächten. Sie könnten die Beziehungen zwischen den Italienern gestärkt und dazu beigetragen haben, ein Netz von sozialen Beziehungen aufzubauen, welches ein Gefühl der Zugehörigkeit zu der gleichen ethnischen Gruppe gab. Ohne Strukturen für die Erhaltung einer kollektiven Lebensgemeinschaft wird die ethnische Gruppe kaum mehr als eine politische Fiktion sein.“ (Hall 2010, 62).

So wurde die italienische Sprache in São Paulo innerhalb weniger Generationen sehr rasch angenommen, auch wenn ungleichmäßig und oft auf eine kom-

plexe Art. Andererseits behauptet Oswaldo Truzzi, dass das Gefühl der italienischen Identität, das heißt die Zugehörigkeit zu der gleichen ethnischen und kulturellen Gruppe, in Brasilien aus der Migrationserfahrung und den Erlebnissen in São Paulo entstanden sei. Der Grund dafür sei die Vereinigung Italiens gewesen, kurz bevor diese Einwander_innen ihr Land verlassen und zahlreiche Regionen der Halbinsel große sozioökonomische, kulturelle und politische Unterschiede erlebt hätten. Somit identifizierten sie sich eher mit einer besonderen regionalen Gruppe als mit der italienischen Nation. So entwickelten sie ihre Identität auf „relationale Art“, das heißt durch die Abgrenzung zu anderen Gruppen (vgl. Truzzi 2016, 124). Diese kulturelle Erfahrung bestand aus Familienerlebnissen, in denen Traditionen bezüglich des Essens, der Religion usw. zwar gepflegt und fortgesetzt wurden, aber im gesellschaftlichen und politischen Leben dieser Menschen kaum von Bedeutung waren. Diesen Zustand bezeichnet der Soziologe Herbert Gans als „symbolisches Dasein (Entität)“ (Gans zitiert nach Truzzi 2016, 126).



Abb. 2 Luigi Torrezani in den 50ern, 1914
| Familie Torrezani, São Paulo

Bei der Recherche im Sammlungsbestand des Museu da Imigração stießen die Verfasserinnen des Aufsatzes auf zwei Fälle, welche die italienischen Integrationsprozesse im Bundesstaat São Paulo etwas verständlicher machen: ▶ Abb. 2

Der erste Fall hat mit Luigi Torezan (Nachname später zu „Torrezani“ angepasst) zu tun. Luigi wurde 1864 in der italienischen Gemeinde San Giorgi in Bosco, Provinz Padua, geboren. Dort arbeitete er als Zimmermann. Um der allgemeinen



Abb.3 Streichmaß: Arbeitsgerät des Zimmermanns Luigi Torrezani, vor 1889 | Museu da Imigração do Estado de São Paulo, São Paulo; Foto: Conrado Secassi

Wehrpflicht von drei Jahren zu entgehen, beschloss er, nach Brasilien auszuwandern, wo er ein neues Leben mit einigen Hindernissen begann. Er kam am 8. Februar 1889 mit dem Schiff Cachar im Alter von 25 Jahren in Brasilien an. Sofort danach trat er in die ehemalige Hospedaria do Brás ein.⁵ Er brachte wenig Gepäck mit, aber eine Sache ist erwähnenswert: seine Holzkiste mit Tischlerwerkzeugen, die ihm seine Ausübung des Tischlerhandwerks in frem-

den Ländern garantierte. Er wurde zum Arbeiten auf eine Kaffeeplantage in der Gemeinde Descalvado im Grenzbereich der Bundesstaaten São Paulo und Minas Gerais geschickt. Da er einen Fachberuf hatte und keine Kenntnisse über das Leben und die Arbeit auf dem Land besaß, erlaubte ihm der Vorarbeiter, ein paar Tage auf dem Landgut zu bleiben. Kurz danach, als sich herausstellte, dass Luigi wirklich ungeeignet war, wurde er in die Stadt São Paulo zurückgeschickt. Er nahm einen Wohnsitz in der Umgebung von Cambuci, wo er in einem kleinen gemieteten Raum lebte und als Selbstständiger im Hausbau tätig war, vor allem bei der Herstellung von Holzdächern und Fensterrahmen. Später begann er, für einen Steinmetz zu arbeiten, bei dem er auch seine spätere Frau kennenlernte, Elisa, ebenfalls Italienerin und Tochter seines Chefs. Nach der

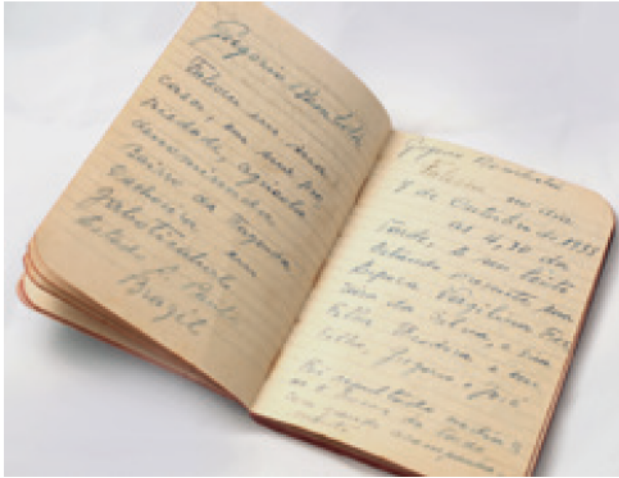


Abb. 4 Tagebuch von Gregório Rombola | Museu da Imigração do Estado de São Paulo, São Paulo; Foto: Rodrigo Antonio

Hochzeit wurde Luigi Partner seines Schwiegervaters und zog in die Umgebung von Mooça im Osten der Stadt um. ▶ Abb. 3

Dort arbeitete er weiter im Konstruktionswesen, gründete eine Familie und richtete sein Leben um den Tischlerberuf herum ein. Er arbeitete auch bei der Herstellung von Webstühlen aus Holz für die Textilfabrik Crespi, deren Besitzer Rodolfo Crespi ebenfalls Italiener war. Im Laufe seines Lebens be-

suchte er Orte, die zur damaligen Zeit mit Einwander_innen aus Italien verbunden waren, wie die Kirche São José do Belém im Viertel Belém. Zuhause versuchte er, mit seinen Kindern und Enkelkindern Italienisch zu sprechen, und mit seiner Ehefrau wollte er bestimmte Lebensweisen beibehalten, wie zum Beispiel die Herstellung von hausgemachtem Wein und die Zubereitung von Lebensmitteln wie Brot und Polenta, weil sie ihn an seine Heimat erinnerten. Dennoch äußerte Luigi Torrezani gegenüber der Familie nie den Wunsch, nach Italien zurückzukehren, und er vermochte sich selbst als Brasilianer zu sehen. Die Holzkiste, die er bei seiner Einreise mitbrachte und deren Utensilien er im Laufe seines Lebens verwendete, wurde von Generation zu Generation weitergegeben, bis sie dem Museu da Imigração geschenkt wurde. Mit einigen ausgestellten Objekten sind Erinnerungen italienischer Einwanderer_innen verknüpft.

▶ Abb. 4

Ein anderer erwähnenswerter Fall ist der von Gregório Rombolá,⁶ dessen Weg in Brasilien durch die geltende Einwanderungspolitik früher als erhofft begann: mit seiner Anpassung an die Welt der Kaffeeplantagen. Gregório wurde 1873 in



Abb. 5 Gregório Rombola, 65, und seine Frau, 57, mit ihren Kindern, 1936, Jaboticabal im Estado São Paulo
| Museu da Imigração do Estado de São Paulo, São Paulo

der süditalienischen Provinz Catanzaro, Kalabrien, geboren. Im Jahr 1888 begann er seine Reise nach Amerika mit dem ersten Ziel Buenos Aires. Am 28. August 1890 kam er in Brasilien mit dem Schiff Napoli an, gerade einmal 18 Jahre alt und allein. Er blieb in der Hospedaria do Brás, wurde als „Bauer“ bezeichnet und zum Arbeiten auf eine Kaffeeplantage in São Carlos do Pinhal geschickt, wo er 30 Tage blieb. Danach ging er zu der Gemeinde Araraquara und später nach Jaboticabal. Hier ließ er sich nieder und heiratete die Brasilianerin Virgínia Ferreira da Silva im Jahr 1897, mit der er 13 Kinder hatte. ▶ Abb. 5

Gregório arbeitete für längere Zeit auf mehreren Landgütern, wie es in der Zeit üblich war. Die Familie Rombolá schenkte dem Museu da Imigração auch Gegenstände, die ihm gehörten, darunter ein Logbuch, in dem viele der hier angegebenen Informationen enthalten sind, sowie das Foto, welches im Jahr 1936 aufgenommen wurde.

Wie bereits erwähnt, können Lebensläufe dieser Art helfen, die unterschiedlichen Erfahrungen der italienischen Einwander_innen bei ihrer Ankunft in Brasilien zu verstehen. Aus der Sicht einer Institution wie dem Museu da Imigração dienen auch solche Erlebnisse der Thematisierung von Fragen und Problemen der Identität. Dabei hilft in jedem Fall die Recherche zu den im Museum aufbewahrten Kulturgütern dieser Menschen.

Heutzutage übernimmt das Museu da Imigração die Verantwortung für die Auswahl der Objekte und für deren Erforschung; es ist sich der Bedeutung bewusst,

eine kritische Haltung ihnen gegenüber einzunehmen. Die Suche nach anderen historischen, sozialen oder kulturellen Blickwinkeln auf die „große Einwanderung“ in Brasilien basiert auf dem Wunsch der Institution, Identitätsvorstellungen zu problematisieren, um damit ihr Hauptziel zu erreichen: die Vielfalt von Migrationserfahrungen und die daran gebundenen Erinnerungen zu diskutieren.

- 1 Interessanterweise verbot Italien 1902 durch das Dekret Prinetti die von Brasilien subventionierte Auswanderung der Italiener_innen wegen der schlechten Lebensbedingungen der Einwander_innen in São Paulo (vgl. Bassanezi 1995, 5–6).
- 2 <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=48574949>.
- 3 Die Tatsache, dass die europäischen Arbeitskräfte nicht qualifiziert waren, aber trotzdem vor der bestehenden Belegschaft der „schwarzen Sklaven“ bevorzugt wurden, bekräftigte die Forderungen der brasilianischen Elite nach eine Politik von „weißen Arbeitskräften“ (vgl. Schwarcz 2015).
- 4 1896 bildeten die Italiener_innen 35 Prozent der Bevölkerung der Hauptstadt des Bundesstaates São Paulo (vgl. Hall 2010, 53).
- 5 Interview mit Angelo Torrezani und Egidio Torrezani vom 10.03.1997 (Museu da Imigração; Dokumentation: Erzählte Geschichte Nr. 102).
- 6 Geschichte der Familie Virgínia Aparecida Rombolá Fonseca (Schenkungs Vorgang von Objekten SC 122441/2009) und Eintragungsdatum von Gregório Rombolá in der Hospedaria do Brás (vgl. <http://museudaimigracao.org.br/acervodigital/livrodetalhe.php?livro=021&pagina=015&familia=00198> – Zugriff am 25.05.2016).

Quellen

Archiv Museu da Imigração: Dokumentation von Interviews, Objektdatenbank: <http://museudaimigracao.org.br/acervodigital/>

Literatur

Alvim, Zuleika Maria Forcione (1999): *O Brasil italiano (1880-1920)*. In: Boris Fausto (Hg.): *Fazer a América. A imigração em massa para a América Latina*. São Paulo.

Bassanezi, Maria Silva C. Beozzo (1995): *Imigrações internacionais no Brasil: um panorama histórico*. In: Neide Lopes Patarra (Hg.): *Emigração e Imigração Internacionais no Brasil Contemporâneo*. 2. Aufl., São Paulo, 1–37.

Carneiro, Maria Luiza Tucci et al. (Hg.) (2010): *História do trabalho e histórias da imigração*. São Paulo.

Hall, Michael M. (2010): *Entre a etnicidade e a classe em São Paulo*. In: Maria Luiza Tucci Carneiro et al. (Hg.): *História do trabalho e histórias da imigração*. São Paulo, 49–63.

Klein, Herbert S. (1999): *Migração internacional na história das Américas*. In: Boris Fausto (Hg.): *Fazer a América. A imigração em massa para a América Latina*. São Paulo, 13–31.

Lesser, Jeffrey (2015): *A invenção da brasilidade. Identidade nacional, etnicidade e políticas de imigração*. São Paulo.

Meneses, Ulpiano Teixeira Bezerra de (1994): *Do teatro da memória ao laboratório da história: a exposição museológica e o conhecimento histórico*. In: Anais do Museu Paulista história e cultura material 2, 9–42.

Schwarcz, Lília (2015): *O espetáculo das raças. Cientistas, instituições e questão racial no Brasil 1870-1930*. 13. Aufl., São Paulo.

Truzzi, Oswaldo (2016): *Italianidade no interior paulista, Percursos e descaminhos de identidade étnica*. São Paulo.

Vainfas, Ronaldo (Hg.) (2000): *Brasil: 500 anos de povoamento*. Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística. Rio de Janeiro.





Myriame Morel-Deledalle

Armenier_innen in Marseille

Anlässlich des Armenien-Jahres in Frankreich (2007) organisierte das Musée d'Histoire de Marseille (Historisches Museum Marseille) zusammen mit dem Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (MuCEM) (Museum der Zivilisationen Europas und des Mittelmeers) eine Ausstellung mit dem Ober-titel *Weit entfernt vom Ararat* (Loin de l'Ararat). Dazu zeigte das MuCEM in einer virtuellen Ausstellung *Klein-Armenien in Europa und im Mittelmeerraum* (Petites Arménies d'Europe et Méditerranée)¹, während das Musée d'Histoire de Mar-seille eine Sonderausstellung über die *Armenier in Marseille* (Arméniens de Mar-seille) veranstaltete (vgl. Morel-Deledalle et al. 2007).²

Die armenische Gemeinschaft von Marseille zählt zu den wichtigsten in Frank-reich. Im Laufe der Jahre, vor allem aber in jüngster Zeit, wuchs ihr Einfluss so stark, dass verantwortliche Politiker von Marseille nicht umhinkonnten, ihr Ge-hör zu schenken und ihre Ansichten zu berücksichtigen. Daher hatten die Abge-ordneten das Museum immer wieder gebeten, bereits fertige Ausstellungen, unter anderem über die armenische Frage, den Völkermord oder die Forderungen nach dessen Anerkennung, aufzunehmen. Wir Kuratorinnen des Musée d'His-toire de Marseille hatten uns allerdings schon immer dagegen gewehrt, eine die-ser Ausstellungen als „Fertigbausatz“ zu übernehmen, einerseits aufgrund der propagandistischen Färbung, andererseits wegen des fehlenden Bezugs zur armenischen Gemeinschaft in Marseille.

So hatten wir uns also im Armenien-Jahr entschieden, eine Ausstellung über die Armenier in Marseille zu veranstalten, ein bis zu dem Zeitpunkt unbehandeltes Thema. Dies erforderte eine regelrechte Forschungsarbeit, in dem wir die Quel-len erschließen und mit den Armenier_innen in Marseille persönlich Kontakt auf-nehmen mussten. Das bot uns die Gelegenheit, intensivere Beziehungen zur ar-menischen Gemeinschaft von Marseille aufzubauen und mit ihr, insbesondere mit dem Verein ARAM (Association pour la Recherche et l'Archivage de la Mé-moire arménienne)³ entsprechende Zeugnisse zu sammeln. Wir mussten unsere Forschungen auf unveröffentlichte, authentische Dokumente stützen.

Das Verdienst um die Aufbewahrung und Weitergabe dieser Geschichte in Mar-seille kommt dabei einer besonderen Persönlichkeit zu, der ich an dieser Stelle würdigen möchte: Garbis Artin. Er war nicht der Einzige, der das Gedächtnis der Armenier_innen von Marseille weitergab, sondern gehörte zu jenen, die mit aller Kraft einen Weg beziehungsweise einen Ort zur Bewahrung der Geschichte und der Erinnerung finden wollten. So gründete er 1997 den Verein ARAM in seinem Wohnviertel, in Saint-Jérôme, dem 13. Stadtbezirk von Marseille. Eine sehr wei-se Maßnahme!

Angesichts des Verlusts seiner eigenen, nicht übermittelten Geschichte hatte Garbis sich geschworen, so einen Ort zu schaffen, einen Ort von allen für alle, an dem die Zeugnisse der Familien in jeglicher Form zusammengetragen würden und wo man sich von ehrenamtlichen Mitarbeiter_innen unentgeltlich Rat holen könnte. In kleinen Schritten begann er, Erinnerungsstücke der Familie, Bücher und Fotografien zu sammeln, Zeugenberichte aufzunehmen und seine nähere

Umgebung zu sensibilisieren, wobei er intuitiv begriff, wie bedeutsam sein Handeln und wie notwendig es war, all dies in professionelle Strukturen zu überführen. Im Bewusstsein des Vertrauens, das ihm die armenische Gemeinschaft entgegenbrachte, und ebenso in seiner Verantwortung als deren Sprecher gründete er folglich den Verein ARAM.

Klug und wohlwollend durfte Garbis – und seine Kinder mit ihm und nach ihm – nicht aufhören, nach Bedingungen zur Pflege und Erhaltung dieses Gedächtnisses zu suchen. Dabei hatte er den zweifachen Anspruch, seinem Vorhaben einen streng wissenschaftlichen Rahmen zu geben und gleichzeitig das Gedächtnis und dessen materielle Zeugnisse im Herzen der Gemeinschaft zu pflegen und zu erhalten. Dieser Umstand gab den Akteur_innen der Gemeinde tatsächlich eine grundlegende Sicherheit innerhalb des Projekts von Garbis.

Dieser war zweifelsfrei der Garant für die Aufbewahrung und Erhaltung, denn er hatte es zu verhindern gewusst, dass die Dokumente dezentral gelagert wurden, wie in den Archiven der Stadt oder des Departements. Dafür hatte er verständliche Gründe: Er wollte nämlich dafür sorgen, dass die Zeugnisse konservatorisch angemessen deponiert, gescannt und damit zentral der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. Sie sollten nicht in einem unzugänglichen Depot verschwinden, welches nur Expert_innen vorbehalten wäre. So ein Archiv musste lebendig bleiben oder lebendig werden – und zwar durch das Wort, das die Objekte, Bilder, Fotos und so weiter erklärte.

Um die Voraussetzungen für sowohl die Aufbewahrung als auch den Erhalt der ihm anvertrauten Schätze zu schaffen und letzten Endes beides zu realisieren, arbeitete Garbis wie ausgebildete Historiker oder Anthropologen. Er eignete sich Methoden im Bereich der Bestandsaufnahme, des Katalogisierens etc. an und bearbeitete so die Sammlung an Zeugnissen, um die vorliegenden Dokumente zu erschließen und damit inhaltlich zu bereichern.

Der intuitiven, systematischen Arbeit und dem Vertrauen sowie der Großzügigkeit von Garbis ist es zu verdanken, dass wir, eine kleine Gruppe des Musée d'Histoire, Zugang zu diesem Archiv und damit zu unveröffentlichten, dokumentierten Quellen für unsere Studien und Publikation erhielten. Anhand der historischen Quellen haben wir versucht, eine Geschichte der Armenier_innen und von Marseille zu erzählen.

Die Armenier waren als Kaufleute und Händler seit dem Mittelalter, vielleicht sogar noch früher, in Marseille anzutreffen. Der große mittelalterliche Hafen stand in Kontakt mit allen anderen Häfen und erhielt Waren aus dem gesamten Mittelmeerraum und darüber hinaus, um sie weiter auf den Märkten der Stadt zu vertreiben.

Geprägt von kultureller Heterogenität seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. ist Marseille die „Tochter“ eines Einwanderers aus Phokäa und Einheimischen aus Ligurien. Der Hafen hat die Menschen aus anderen Ländern aufgenommen, die an diesem Ufer landeten, um Handel zu treiben, eine Zuflucht zu suchen oder einen Neuanfang zu wagen. Auf diese Weise haben italienische, schweizerische, grie-



Abb.1 Sogenannter Nansen-Pass, 1924 | ARAM

chische, algerisch-französische, korsische, indochinesische oder vietnamesische und komorische Gemeinschaften Marseille in seiner Gesamtheit und Vielfalt geformt.

Die neue armenische Bevölkerung, die ab 1922 in Marseille ankam, hatte nicht den gleichen Hintergrund. Es waren Menschen, die infolge der politischen Umwälzungen im Nahen Osten aus ihren Dörfern geflohen waren. Zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und den 1920er-Jahren suchten mehr als 60.000 Armenier_innen Zuflucht in Marseille (vgl. Les Arméniens 2015). ▶ Abb. 1

Die vom Verein ARAM gesammelten Quellen berichten weitgehend von den Personen selbst, und zwar anhand einer sehr deskriptiven Dokumentenart: Ausweispapiere, „Nansen-Pässe“⁴, Fotografien mit darauf gekritzelt Namen von Vätern, Müttern, Cousins sowie verschiedene durch ihre Menschlichkeit zutiefst erschütternde Bemerkungen. Das große offizielle Eingangsregister im Aufnahmelager Oddo von Marseille selbst, das mit einer Schrift aus dicken und feinen Linien erstaunlich gut erhalten ist, stellt durch seine Genauigkeit eine große Hommage an die Geflüchteten dar.

Allerdings waren die Neuankömmlinge mittellos, arm und wurden schlecht aufgenommen sowie allen Übels, jeder Krankheit und so weiter bezichtigt. Sie wurden in Lagern zusammengepfercht und aufgefordert, schnellstens wegzuziehen; die überalterte Obrigkeit der Stadt wollte diese Migrant_innen, denen sie misstraute, nicht haben. Marseille war zwar ein Anknüpfungshafen, aber man hoffte, sie dazu bewegen zu können, in andere Städte und Länder oder nach Amerika

No.	Nom	Age & Sex	Age	Date d'Arrivée	Stat	Date de Libération	Profession	Date de Sortie	Remarques
001	Armenian	Male	25	1923
002
003
004
005
006
007
008
009
010
011
012
013
014
015
016
017
018
019
020
021
022
023
024
025
026
027
028
029
030

Abb. 2 Liste von registrierten Geflüchteten im Aufnahmelager Oddo, Marseille | ARAM

zu ziehen. Dennoch blieben die meisten. Nichts war für die Ankunft der Geflüchteten vorbereitet und daher war die Realität unerbittlich: Zwischen dem 10. und dem 30. Oktober 1923 gingen mehr als 3.000 Menschen in Marseille an Land. Sie wurden in unwirtlichen, heruntergekommenen Militärlagern zusammengepfercht. Das Lager Oddo mit der größten Aufnahmekapazität sah sich zwischen September und November 1923 mit der Ankunft von mehr als 2.000 Migrant_innen konfrontiert. ▶ Abb. 2

Zu den außergewöhnlichsten Dokumenten von ARAM gehört, wie bereits erwähnt, das Register vom Lager Oddo, das von 1922 bis 1927 armenische Geflüchtete aufnahm. Dieses handschriftliche Register führt mit großer Genauigkeit die eingetroffenen Menschen auf und gibt die Informationen über sie in zwölf Spalten an, wie deren Familiennamen, Vornamen, Verwandtschaftsgrade, Alter, Geburtsort, Geschlecht, Familienstand, Eingangsdatum im Lager mit Monat und Jahr, Beruf, Entlassungsdatum aus dem Lager sowie schließlich eine Rubrik „Beobachtungen“. Aus einer Überprüfung dieses Dokuments ging hervor, dass ein Großteil der Migrant_innen aus ländlichen Regionen kam. Bei den übrigen handelte es sich um Handwerker, darunter Schuhmacher, Schmiede, Tischler und Schneider.

Garbis Artin konnte den Nachnamen seines Vaters im Eingangsregister wiederfinden. Dieser war 1899 geboren und kam aus dem Dorf Kantaros, in der Nähe von Sivas, dem antiken Sebaste im Zentrum von Anatolien. Sein Familienname war Keusseyan, sein Vorname Artin, der zum Familiennamen umgewandelt wur-



de, als seitens der französischen Behörden die offiziellen Dokumente zur Integration erstellt wurden.

Garbis Vater war im Alter von 16 Jahren aus seinem Dorf geflohen. Er war in Bagdad umhergeirrt, wo er anscheinend auch geheiratet hatte, wie eine erhaltene gebliebene Fotografie zeigt. Dann hatte er in Aleppo ein Schiff gefunden, das ihn bis nach Marseille brachte. Obwohl er und sein Bruder Garabed die einzigen Überlebenden einer Familie von 50 Personen waren, hat er ihm nur wenig oder gar nicht von seiner Flucht aus Anatolien, den schweren Zeiten oder seinen Eltern erzählt.

Die Aufnahmelager in Marseille, die nur vorübergehend bestehen sollten, wurden so organisiert, dass ein Zusammenleben unter diesen dramatischen Bedingungen verbessert werden sollte: Es wurde eine Struktur für die Organisation von administrativen, finanziellen und sozialen Angelegenheiten geschaffen, in deren Folge eine französisch-armenische Schule aufgebaut wurde. Dabei ist zu beachten, dass die Armenier selbst den gesamten Betrieb leiteten. So wurden Unterkünfte in möblierten Wohnungen eingerichtet, in denen mehrere Familien in einem Zimmer zusammengepfercht wurden, manchmal mit Hilfe von Armenier_innen, die sich dort schon früher niedergelassen hatten und ihren Landsleuten zur Hilfe kamen. ▶ Abb. 3

Paradoxerweise schuf die Zusammenlegung der Bevölkerung in Lagern unter den Betroffenen eine größere Zuversicht und förderte die Entwicklung einer unlegbaren gegenseitigen Unterstützung, die zum Grundpfeiler für das Überleben



Abb. 3 Armenische Schule im Aufnahmelager Oddo, 1925 | ARAM

der Geflüchteten wurde. Da sie bereits nach ihren familiären Wurzeln, ihrer Nachbarschaft sowie ihrer Herkunft in Lagern zusammengelegt worden waren, schweißte die Tatsache, gemeinsam diese schweren Zeiten überstanden zu haben, Familien und einzelne Personen zusammen.

So ist es verständlich, dass sich diese Gruppen beim Verlassen des Lagers gemeinsam in den umliegenden Stadtvierteln von Marseille niederließen, um erneut ihre eigenen Dörfer zu gründen. Ihre Wahl führte die Armenier_innen in die Nähe von Orten, wo sie als einfache Arbeitskräfte in der Industrie anfangen wie in Seifenfabriken, auf Werften, in Ziegeleien und Zuckerraffinerien. Die Gruppen haben sich auf mehrere Viertel in Marseille aufgeteilt: in Saint-Antoine mit Familien aus Sivas, in Saint-Loup mit Familien aus Kilikien und Adana, in Beaumont mit jenen aus Van, in Saint-Jérôme, im Vallon des Tuves, in Verduron, in Ayalades mit jenen aus Caesarea.

Es gab im Vergleich zu den anderen Bevölkerungsgruppen einige Besonderheiten in der Art, wie die Armenier_innen sich in Marseille niederließen: Sie bauten neue Viertel mit ihrer Kirche im Zentrum, erkennbar für alle, die dazugehörten, und zu sehen an einigen baulichen Markierungen, die strenggenommen keine „architektonischen Charakteristika“ darstellten, aber als solche bezeichnet wurden. Dies ist in Saint-Jérôme, dem 13. Stadtbezirk von Marseille, der Fall. Hier fragt man sich, ob es sich um ein typisch armenisches Dorf handelt. Für denjenigen, der nach klassischen Identifikationsmerkmalen sucht, ist es gewiss keins. Aber man müsste mit den Augen von unserem Freund Garbis schauen, seine Augen öffnen und die damit verbundene Geschichte verstehen können.

Gewiss ist es kein armenisches Dorf per se, aber es ist ein Dorf, in dem die Armenier_innen unter sich sind. Man begreift in der Tat, wie es Garbis ausdrückte, dass man sich woanders befindet, nur weiß man nicht wo. Einzig und allein diejenigen, die von dort stammen, kennen ihre Herkunft. Sie haben im Laufe der Zeit gelernt, es auch in Zukunft zu wissen, obwohl sie aus einem Land kommen, das nicht mehr dasselbe ist, als ihre Vorfahren es Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts verlassen hatten.

Das ist wohl die Besonderheit der armenischen Gemeinschaft: Sie hat hier eine Geschichte erschaffen, die nicht mehr als ein Gedächtnis ist, eine Geschichte, die auf diese Weise durch einige Alltagsgegenstände (hier eine traditionelle Kaffeemühle, dort eine Fotografie) und vor allem durch eine oder mehrere Erzählungen lebendig gehalten wird. Ihr „Armenisch-Sein“ verewigen die Menschen durch das gemeinsame oder individuelle Handeln, die Überlieferung der Sprache, der Kultur, des Gedächtnisses von Familie zu Familie mitten im Leben des Stadtviertels.

Nach dem Tod von Garbis 2012 und dem Tod seines Sohnes Christian 2015 folgt nun seine Tochter Astrid, die mit der Unterstützung des gesamten Vereins die Bemühungen fortsetzt und noch steigert, um die Sammlung zu erweitern, die immer umfangreicher und vielseitiger werdenden Quellen zu nummerieren und zu verbreiten.

Obwohl die erste Ankunft der Armenier_innen immer weiter in die Ferne rückt– und die letzte Überlebende, die 1907 in Abadazar geboren wurde und 1928 in Marseille ankam, 2015 im Alter von 106 Jahren verstorben ist– tauchen immer noch historische Zeugnisse innerhalb der Sammlung der Erinnerungen auf.

- | | | |
|---|---|---|
| <p>1 Vgl. http://www.armeniens.culture.fr/ (Zugriff am 19.08.2016).</p> <p>2 Der Ausstellungskatalog wurde im Rahmen des Armenien-Jahres in Frankreich mit dem Titel „Armenien, meine Freundin“ („Arménie mon amie“) erstellt.</p> | <p>3 Übersetzt: „Verein für die Erforschung und Archivierung des armenischen Gedächtnisses“ (vgl. http://webaram.com/ – Zugriff am 03.06.2016).</p> <p>4 Benannt nach Fridtjof Nansen, dem ersten Flüchtlingskommissar des Völkerbundes. Er führte 1922 den sogenannten</p> | <p>Nansen-Pass ein, der den Geflohenen als erstes international anerkanntes Dokument diente (vgl. http://www.unhcr.de/unhcr/events/nansen-fluechtlingspreis/fridtjof-nansen.html – Zugriff am 18.08.2016).</p> |
|---|---|---|

Quelle

UNHCR. The UN refugee agency: *Fridtjof Nansen* <http://www.unhcr.de/unhcr/events/nansen-fluechtlingspreis/fridtjof-nansen.html>.

Literatur

Les Arméniens de Provence (März–April 2015)
[Sonderausgabe der Zeitschrift *La Provence / Histoire*].

Morel-Deledalle, Myriame et al. (2007): *Loin de l'Ararat: Les petites Arménies d'Europe et de Méditerranée / Les Arméniens de Marseille*, hg. von Musée d'Histoire de Marseille und MuCEM.



Diana Pardue

Ellis Island: Tor zu den Vereinigten Staaten

Ellis Island ist eine von der Freiheitsstatue überschattete Insel von 27,5 Morgen in der Upper New York Bay. In ihren turbulenten Zeiten als Einwanderungsstation in die Vereinigten Staaten (1892–1954) passierten rund zwölf Millionen Immigrant_innen ihre Tore. Die „Pforte zur Hoffnung und Freiheit“ für viele war auch ein „Tal der Tränen“ für die zwei Prozent, die abgelehnt wurden, weil sie nicht den Anforderungen der verschiedenen US-amerikanischen Einwanderungsgesetze und -regelungen entsprachen. ▶ **Abb. 1**

Vor dem Einwanderungsgesetz von 1891 waren die Einwanderungsvorschriften der US-amerikanischen Bundesregierung noch über ein System von Einwanderungszentren in den Hafenstädten der einzelnen Bundesstaaten angewandt worden. Die neue Gesetzgebung brachte dann durch die Einrichtung einer Einwanderungsbehörde im Schatzamt die Zuwanderung komplett unter ihre Kontrolle. Eine Studie wurde beauftragt, um im Hafen von New York den besten Ort für ein Einwanderungszentrum der Bundesregierung zu finden, das die Empfangsstation Castle Garden beim Battery Park an der Südspitze Manhattans ersetzen sollte. Die Wahl fiel auf Ellis Island, wo sich bereits ein Pulvermagazin der Bundesmarine befand, und die dann zur Immigrationeinrichtung ausgebaut wurde. Am 1. Januar 1892 folgte die offizielle Eröffnung des neuen Einwanderungszentrums für Zwischendeckpassagiere, während jene, die in der ersten und zweiten Kabinenklasse reisten, an Bord abgewickelt wurden und direkt in Manhattan an Land gingen. Bis zum 15. Juni 1897, als die meisten Gebäude der Insel einem Brand zum Opfer fielen, waren bereits circa 1,5 Millionen Einwander_innen durch die Tore von Ellis Island in die Vereinigten Staaten gekommen. Dieser



Abb. 1 Luftbildaufnahme von Ellis Island mit dem heutigen Einwanderermuseum

| DOI/NPS/Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York

Zustrom reflektierte eine Verlagerung von Nord- und West-Europäer_innen zu Süd- und Ost-Europäer_innen. Die Einwanderungsbehörde wurde zeitweilig in das Barge Office-Gebäude in Manhattan verlegt, während auf der Insel eine neue Einwanderungsstation erbaut wurde.

Dieses neue Einwanderungszentrum war das erste bedeutende Regierungsgebäude, das ausgeschrieben und von privaten Architekten entworfen wurde, und zwar dem New Yorker Architekturbüro Boring and Tilton. Schon am Tag seiner Eröffnung, dem 17. Dezember 1900, wurden hier 2.251 Einwander_innen abgefertigt. Schätzungsweise konnten in dem neuen, ganz im Stil der französischen Renaissance gehaltenen Gebäude mit Ziegelsteinen im Flämischen Verband und dekorativen Kalksteinelementen, jeden Tag 5.000 Zuwanderungsfälle bearbeitet werden. Der zweite Stock beherbergte einen großen Anmelderaum mit Büros und einem besonderen Untersuchungsausschuss, der dritte Schiffsäle für 600 Personen und der erste einen Gepäckraum und großen Wartebereich für Zugpassagiere. Neben dem Haupttrakt befand sich ein großes Küchen- und Wäschereigebäude, ein Maschinenhaus sowie die Anfänge eines Krankenhauskomplexes auf einer zweiten, aufgeschütteten Insel.

Nach seinem Amtsantritt als Präsident im Jahr 1901 und der Aufdeckung mehrerer Skandale widmete sich Theodore Roosevelt einer Umstrukturierung der Arbeitsabläufe auf Ellis Island. 1902 ernannte er William Williams zum neuen Einwanderungsbeauftragten, der umgehend Verfahren einführte, um einen effizienten, aufrichtigen, zuvorkommenden und hygienisch einwandfreien Umgang mit Einwander_innen zu gewährleisten. Während seiner beiden Amtszeiten und der eines seines Nachfolgers Robert Watchorn war das Einwanderungszentrum voll ausgelastet. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erreichte die Einwanderung aus Europa in die Vereinigten Staaten Rekordzahlen. 1903 kamen an einem einzigen Tag 12.600 Immigrant_innen an, von denen fast die Hälfte tagelang im Zwischendeck der Dampfschiffe warten musste, weil die Einrichtungen überfordert waren. Bis zum Jahr 1905 waren 821.169 Einwander_innen auf Ellis Island abgefertigt worden, was zu logistischen Problemen führte, die viele von ihnen einige Tage oder länger auf der Insel festhielten. Das Jahr mit der höchsten Zahl an Neuankömmlingen war 1907 mit 1.004.756 aufgenommenen Einwander_innen und der Spitzentag innerhalb dieses Jahres der 17. April, an dem allein 11.747 abgefertigt wurden. ▶ Abb. 2

Der Erste Weltkrieg brachte einen starken Rückgang der Einwanderungszahlen, die bis 1918 auf 28.867 Menschen fielen. Im Jahr 1916 hatten die Bomben deutscher Saboteure an einem nahegelegenen Kai in New Jersey einige der Gebäude von Ellis Island schwer beschädigt. Die wichtigsten Reparaturen umfassten den Einbau des gekachelten Gustavino-Deckengewölbes in der Anmeldehalle und den roten Fliesenbelag, der im selben Raum einen alten, abgetretenen Asphaltboden ersetzte. Als die Vereinigten Staaten 1917 in den Krieg eintraten, wurden einige Einrichtungen auf Ellis Island zur Unterbringung der Crews deutscher Handelsschiffe und anderer verdächtiger Angehöriger verfeindeter Nationen



Abb. 2 Ausländer_innen gehen an Bord eines Transferdampfers zur Abreise.

| DOI/NPS/Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York; Foto: Augustus Sherman

genutzt, die landesweit eingesammelt wurden, um hier interniert zu werden. Die meisten Gebäude wurden von der amerikanischen Armee und Marine zur Behandlung von amerikanischen Soldaten übernommen, die krank oder verwundet aus dem Krieg heimkehrten. Das Kriegsende brachte die „Rote Angst“, eine Verlagerung fremdenfeindlicher Befürchtungen von Deutsch-Amerikanern auf mutmaßliche Kommunisten, Anarchisten, Sozialisten und Radikale. Hunderte des Radikalismus verdächtigter Ausländer wurden auf Ellis Island festgehalten und viele von ihnen deportiert, im berühmtesten Fall Emma Goldman auf der SS Buford, auch als „sowjetische Arche“ bekannt, am 31. Dezember 1919. ▶ Abb. 3

Nach dem Krieg nahm die Einwanderung schnell wieder zu, mit 560.971 abgefertigten Immigrant_innen im Jahr 1921. Die erste gesetzliche Quote wurde 1921 festgelegt. Die Zahl der jährlich angenommenen Einwander_innen wurde unter dem neuen System auf rund 358.000 beschränkt, jedoch mit vielen Ausnahmeregelungen. Das Einwanderungsgesetz von 1924 wirkte sich stärker auf den Betrieb in Ellis Island aus, da es die jährliche Quote auf rund 164.000 verringerte und die Prüfung der Einwanderungersuchen in die Herkunftsländer verlegte, wo sie von Mitarbeitern der amerikanischen Konsulate vorgenommen wurde. Gleichzeitig wurde Ellis Island grundlegend von einer Einwanderungskontrollstation in ein Zentrum zur Sammlung, Internierung und Deportation von Ausländer_innen umfunktioniert, die illegal in die Vereinigten Staaten eingewandert waren oder



Abb. 3 Immigrant_innen beim Kauf von Bahntickets, 1920er-Jahre

| DOI/NPS/Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York; Foto: Augustus Sherman

gegen ihre Einwanderungsbedingungen verstoßen hatten. Nur noch wenige neue Immigrant_innen wurden nach Ellis Island geschickt, zum Beispiel jene, deren Einwanderungspapiere juristische Probleme aufwarfen, oder die ärztliche Behandlung benötigten. Nach dem Börsencrash von 1929 fiel die Einwanderungsrate drastisch aus Mangel an wirtschaftlichen Möglichkeiten. Wenig später, im Jahr 1931, wurde Edward Corsi, ein italienischer Einwanderer, der selbst 1907 über Ellis Island in die USA gekommen war, zum Einwanderungsbeauftragten und verbrachte seine Amtszeit damit, für menschenwürdigere Bedingungen unter den Abzuschiebenden auf der Insel zu sorgen und die harscheren Aspekte der vorhergehenden Deportationspolitik abzumildern.

1933 setzte Präsident Franklin Roosevelts Arbeitsminister, Frances Perkins, eine überparteiliche Kommission prominenter Bürger ein, um eine umfassende Studie der Tätigkeiten auf Ellis Island vorzulegen und Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten. Diese Empfehlungen führten zum Bau eines zusätzlichen Freizeitgeländes neben dem Hauptgebäude, einschließlich neuer Spielplätze und Gärten. Weitere Aktivitäten umfassten den Bau einer neuen Freizeithalle und eines Unterstandes im Klinikkomplex, das Anbringen von Sonnenterrassen an einigen Stationen für ansteckende Krankheiten, verbesserte Unterkünfte für das medizinische Personal, die Konstruktion eines neuen Fährhauses mit Wartesälen und Imbissen sowie den Bau eines neuen Einwanderungsgebäudes hinter dem neu-

en Fährhaus mit Erholungsflächen an beiden Seiten (zur Trennung der Einwander_innen von den Abzuschiebenden), mit neuen Wegen zwischen den verschiedenen Bereichen der Insel.

Als 1939 in Europa der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurden mehrere Gebäude auf Ellis Island von der amerikanischen Küstenwache genutzt, um Rekruten unterzubringen und als Hafenpatrouille auszubilden. Die Verlegung der Einwanderungs- und Einbürgerungsbehörde aus dem Arbeitsministerium ins Justizministerium im Jahr 1940 reflektierte eine veränderte Wahrnehmung der Immigrant_innen als potenzielle Gefahr für die nationale Sicherheit. Nach dem Kriegseintritt der USA im Jahr 1941 wurde Ellis Island dann wieder als Auffanglager für verdächtige Angehörige feindlicher Nationen (vorwiegend deutsche, italienische und japanische Ausländer) und als Militärkrankenhaus für verwundet heimgekehrte Soldaten genutzt.

Nach Kriegsende diente die Insel weiterhin vorwiegend als Internierungslager für Immigrant_innen, deren Rechtsstatus in Frage stand. Die Verabschiedung des Gesetzes zur inneren Sicherheit im Jahr 1950 führte zu hektischem Betrieb, da es Einwander_innen ausschloss, die einer kommunistischen oder faschistischen Organisation angehörten. Einmal beherbergte die Insel dabei sogar 1.500 Inhaftierte. 1951 wurde der Klinikkomplex der Insel von der amerikanischen Gesundheitsbehörde geschlossen. Das Einwanderungs- und Nationalitätsgesetz von 1952 führte schließlich zu einer liberaleren Internierungspolitik und die Zahl der Abzuschiebenden fiel auf unter 30 Immigrant_innen. Im November 1954 wurde Ellis Island, das mittlerweile um die 40 Strukturen beherbergte, endgültig geschlossen und zum überschüssigen Staatseigentum erklärt.

Die physische und Sozialgeschichte von Ellis Island reflektiert grundlegende Veränderungen in der Einstellung zur Einwanderung in den USA. Die Masseneinwanderung erreichte ihren Höhepunkt im Jahr 1907, ging im Ersten Weltkrieg massiv zurück, stieg wieder nach dessen Ende, und veränderte sich dann in den 1920er-Jahren drastisch mit der Verabschiedung der Quotenregelungen. Diese Quotengesetze, die eine niedrigere Obergrenze für die Zahl der jährlich ins Land gelassenen Einwander_innen vorsah und ein System etablierten, das hauptsächlich Nord- und Westeuropäer_innen bevorzugte, übertrug die Beurteilung der Einwanderungsgesuche auch an die Beamten der amerikanischen Konsulate im jeweiligen Heimatland. Danach wurden nur noch diejenigen Einwander_innen nach Ellis Island geschickt, deren Papiere nicht in Ordnung waren oder die in den dortigen Krankenhäusern der Gesundheitsbehörde behandelt werden mussten. Die Einrichtungen dienten zunehmend als Sammel- und Abschiebungslager für Immigrant_innen, die illegal in die Vereinigten Staaten eingereist waren oder gegen ihre Einwanderungsbedingungen verstoßen hatten. Nachdem Ellis Island anfangs noch eine liberalere Einstellung der Vereinigten Staaten widerspiegelt hatte, stand die zweite Hälfte ihrer Geschichte ganz im Zeichen einer restriktiveren Politik, der es gelang, die offenen Tore der USA teilweise zu schließen. Diese Quotenregelungen blieben bis 1965 in Kraft, als

Präsident Lyndon Johnson ein neues Einwanderungsgesetz verabschiedete. Dieses neue Einwanderungsgesetz brachte einen radikalen Bruch mit der vorhergehenden Quotenpolitik, die zunehmend untragbar geworden war. Es eröffnete allen Ländern die gleichen Einwanderungschancen mit einer identischen Anzahl von USA-Visa im Jahr und führte ein familienbasiertes Einwanderungssystem ein. Dieses neue System ließ bedeutend mehr Einwander_innen aus nicht-europäischen Ländern zu und wird als einer der wichtigsten Gründe dafür angesehen, dass die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so vielfältig und multikulturell geworden ist.

1965 machte Lyndon Johnson, kurz nach seiner symbolträchtigen Unterzeichnung des genannten Einwanderungsgesetzes zu Füßen der Freiheitsstatue, Ellis Island zum Teil des dazugehörigen Nationalparks. Ellis Island symbolisierte damals (wie auch heute) die Geschichte der Einwanderung in die USA mit ihrem kulturellen Reichtum und erinnert an die Millionen von Menschen, die durch ihre Tore in die Vereinigten Staaten gekommen sind, sowie deren Beitrag zur amerikanischen Gesellschaft, der die USA im 20. Jahrhundert weltweit führend gemacht hat, aber auch an die fortwährende Debatte über die Einwanderungspolitik.

Die Absicht bestand darin, die Gebäude der Einwanderungsbehörde und Kliniken im Originalzustand zu belassen und auf Ellis Island ein Einwanderungsmuseum einzurichten. Dieses 1990 eröffnete Museum hat einen Großteil des historischen Charakters des Haupteinwanderungsgebäudes unangetastet gelassen. Durch diese physische Bewahrung und durch die verwendeten historischen Fotografien sowie mündlichen Zeugnisse aus Interviews zum Zeitgeschehen wurden Erfahrungen und Eindrücke der tiefgreifenden persönlichen Dramen eingefangen, die sich hier abgespielt hatten.

In den letzten Jahren hat das Museum die Geschichte der Einwanderung auch über Ellis Island hinaus ausgedehnt, um im größeren Kontext globaler Migration ein umfassenderes Bild der Menschen zu zeichnen, die über die gesamte Geschichte der Vereinigten Staaten hinweg hierhergekommen sind. Die neueren Exponate zur Bevölkerung Amerikas sollen das Museum attraktiver und integrativer für alle Besucher_innen machen, auch für Familien, die selbst nicht über Ellis Island eingewandert sind. Gleichzeitig will es damit verdeutlichen, dass es sich bei der Migration um einen andauernden weltweiten Prozess handelt und nicht nur eine vereinzelte Episode der Menschheitsgeschichte.

Durch seine Exponate und Programme zeigt das Museum die unterschiedlichen Beweggründe und Lebenswege der Menschen auf, die bei der Bevölkerung des nordamerikanischen Kontinents Bürger_innen der Vereinigten Staaten wurden. Die Ausstellungen und öffentlichen Veranstaltungsreihen dienen weniger dem Herausstellen von erfolgreichen Persönlichkeiten oder des hartnäckigen Überlebens ethnischer Kulturen trotz „Amerikanisierungsdruck“, sondern erkunden vielmehr die Erfahrungen der Massenimmigration. Das Museum fordert seine Besucher_innen dazu auf, ihre eigenen Mutmaßungen zur Einwanderung in Geschichte und Gegenwart zu hinterfragen und komplexe Sachverhalte von ver-

schiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Es ermutigt die Museumsbesucher_innen aktiv dazu, sich selbst als einen Teil weltweiter Migrationsbewegungen zu betrachten.

Das Museum verfügt über eine reichhaltige Sammlung, darunter persönliche Gegenstände, die ehemalige Einwander_innen aus aller Herren Länder, die über Ellis Island eingereist waren, bei sich trugen und dem Museum gespendet haben, eine Sammlung von historischen mündlichen Aufnahmen (*Oral History*), und mehrere Sammlungen historischer Fotografien, die den Betrieb des Einwanderungszentrums auf Ellis Island dokumentieren.

Das *Oral History*-Programm zu Ellis Island

Das Ellis Island *Oral History* Programm widmet sich seit 1973 der Dokumentation persönlicher Erinnerungen von Einwander_innen, die zwischen 1892 und 1954 durch das Einwanderungszentrum auf Ellis Island eingereist waren, aber auch der Menschen, die dort in den verschiedensten Funktionen gearbeitet hatten. Die mit den Einwander_innen aufgenommenen Gespräche umfassen unter anderem Beschreibungen ihres Alltagslebens im Herkunftsland, der Familiengeschichte, Auswanderungsgründe und Reise nach New York, der Ankunft und Abfertigung auf Ellis Island und ihrer Anpassung an das Leben in den USA. Mit den Jahren ist diese Sammlung auf rund 2.000 Aufnahmen angewachsen. Dabei handelt es sich um Interviews mit Einwander_innen aus vielen verschiedenen Ländern, mit ehemaligen Beschäftigten der Einwanderungsbehörde und des Gesundheitsdienstes, mit Militärpersonal, das bis zu seiner Schließung im Jahr 1954 auf Ellis Island stationiert war, und mit dort im Zweiten Weltkrieg Inhaftierten. Es folgen einige Zitate aus diesen Gesprächen zu verschiedenen Themen:

Packen für die Ausreise in die USA

Emma und William Greiner, 1925 im
Alter von 11 und 12 aus Italien eingewandert

EMMA: Ja, ja. Es war ein Rieseneinschnitt, wissen Sie, zu packen und den Haushalt aufzulösen. Natürlich haben wir unsere Kleidung und ein paar Dinge mitgenommen, die wirklich was Besonderes waren, zum Beispiel Porzellan. Und vielleicht noch eine Decke oder zwei die aus richtig guter Wolle waren, und bei denen wir befürchteten, dass wir sowas hier in den Vereinigten Staaten vielleicht nicht mehr kriegen könnten.

WILLIAM: Es gab natürlich Druck, Dinge zurückzulassen, aber wir Kinder wurden auch gefragt. Und ich habe eine Menge Sachen mitgebracht (lacht), bei denen ich mich heute frage, warum ich bloß so an ihnen hing, zum Beispiel Grußkarten. Die waren damals ausgesprochen romantisch und gingen durch die ganzen Jahre, Geburtstage usw. Und ein bisschen Spielzeug. Meine Zinn-

soldaten. Ich kann mich gar nicht erinnern, ob ich irgendwas für meine kleine Eisenbahn mitgebracht habe, hm.

WILLIAM: Oh, ja, ja. Und dann hatte ich noch etwas, das wir damals als *Laterna magica* bezeichneten. Das war ein... Projektor. Äußerst primitiv im Vergleich zu heute (lacht).

EMMA: Und ich hatte gehofft, er würde diese Soldaten nicht mitbringen, denn wenn wir zuhause miteinander spielten, war ich Deutsche und er Franzose, wissen Sie, und so konnte er immer meine ganzen Soldaten dezimieren, sie alle umbringen; wir hatten also eine völlig unterschiedliche Ausstattung in unseren Leben (lacht).

Der Dampfer

Morris Abraham Schneider, 1920 im Alter
von 10 aus Polen eingewandert

Als wir an Bord der „Rotterdam“ gingen, hatten wir eine Heidengaudi. Erstens war ich noch nie auf einem Schiff gewesen und ich hatte Ehrfurcht davor, ich war beeindruckt. Es war überwältigend. Die ganzen Menschen und an Bord gehen, das war alles eine völlig neue Erfahrung für mich. Wir liefen aus Rotterdam aus, hissten die Segel, und ungefähr eine halbe Stunde nach der Abfahrt des Schiffes wurde meine Schwester furchtbar seekrank. Wir brauchten 14 Tage zur Überquerung des Atlantiks, und sie blieb während der gesamten Überfahrt im Unterdeck, schnappte nur einmal kurz frische Luft, etwa eine halbe Stunde bevor wir die Freiheitstatue ausmachen konnten. Diese ganze Schifferfahrt in diesen jungen Jahren war ein Abenteuer in dieser speziellen Situation, weil wir uns auf der untersten Ebene im Schiff befanden. Auf dem Oberdeck waren wir nicht erlaubt. Manche Kinder waren da draufgängerischer. Mein Bruder und ich haben uns auf das Oberdeck geschlichen, wurden aber immer wieder verjagt. Und wenn wir Leute sahen, die vielleicht in der ersten oder zweiten Klasse reisten, hielten wir sie für königliche Hoheiten, waren aber prinzipiell im Unterdeck eingesperrt.

Das Unterdeck war ein riesiger Ort. Es war die unterste Ebene. Der Gestank, es war Sommer, August, die Luftfeuchtigkeit, die Hitze, ohne Klimatisierung oder Kühlung, es war sehr heiß, noch verstärkt durch die Tatsache, dass sich in diesem riesigen, höhlenartigen Raum so zwischen 200 und 300 Menschen befunden haben müssen. Körperausdünstungen und Körpergeruch, keine Sanitäranlagen beziehungsweise überhaupt keine Einrichtungen irgendwelcher Art, waschen, so was wie waschen und baden gab es gar nicht. Der Gestank, das Ungeziefer, es war rattenverseucht. Aber Kind zu sein hatte seine Vorteile, denke ich mal, in diesem Fall weil wir immer versucht haben, da rauszukommen. Wir wollten fort, fort aus dem Unterdeck, fort aus dem Stimmendurcheinander, fort von der Hitze und dem Gestank, und auf das Hauptdeck gehen. Kurze Aufent-

halte wurden uns allen gestattet, doch wir wurden ständig verjagt. Aber die Überfahrt verging sehr schnell für uns und besonders für mich.

Freiheitsstatue

Angelo Vacca, 1909 im Alter von 11
aus Italien eingewandert

Und dann kam einer herüber und sagte: „Wir gehen rüber zu“ oh, ich glaube sie nannten das „Battery“ seinerzeit in New York. Er sagte: „Wir gehen nach Battery“. Er sagte: „Wir müssen ein Schiff nehmen.“ Oh, meine Mutter war, fing an wieder ganz elend zu werden, als sie das Wort Schiff hörte, krank wurde sie. Und das war, naja, was ich heutzutage als eine Fähre erkennen würde, wissen Sie, und wir waren alle da drüben. Und es war eine Reise von New York nach Battery. Eine großartige Reise für mich. Ich habe überall hingestarrt. Und dabei sah ich dann die Freiheitstatue. Ich hatte zwar schon ein Bild von ihr gesehen, Bilder in verschiedenen Büchern. Mir kam sie wie ein schönes, ein wunderschönes Denkmal vor, und das ist sie auch heute noch.

Ellis Island

Jack Giacomo Mario Lorenzo Ubaldi, 1918 im Alter von 7 aus
der italienischen Hafenstadt Genua eingewandert

Also, die erwarteten meinen Vater hier, um uns abzuholen. Aber er kam nicht. Keiner kam uns abholen. So wurden wir alle hier auf diese Insel gebracht. Und meine Mutter war beängstigt, weil er nicht da war. Meinen Schwestern ging es nicht anders. Ich konnte mir jedenfalls keinen Reim darauf machen, auf gar nichts. Die Kommunikation zwischen den Freunden hier in New York und meinem Vater, oder von hier ausgehend, ich weiß gar nicht, wie das funktioniert hat, auf jeden Fall hat es fast sechs Tage gedauert, bis es geklappt hat und er hierherkommen konnte. Er hatte in Scranton auf uns gewartet und wir hier. Die Kommunikation war also, Sie wissen schon, ein Riesendurcheinander.

Also, wir wurden untersucht. Der Arzt checkte unseren ganzen Körper. Hier war der erste Tag, seit ich hergekommen war, als sie uns was zu essen gaben, an dem ich große Gläser Milch und Weißbrot bekam, das für mich, ich hatte nie solches Brot erlebt, dieses weiche Brot. Wissen Sie, es war wie Himmelsbrot. Und ich wurde hier sehr gut behandelt. Und, (pausiert) aber, man nährt sich von Gerüchten. Menschen werden zurückgeschickt. Menschen aus dem einen oder anderen Grund. Und man weiß nie, was geschehen wird, was geschieht. Und so schluchzte sich meine Mutter das Herz aus dem Leib, und meine Schwestern waren auch besorgt, weinten. Weil die Überfahrt hierher keine Kreuzfahrt gewesen war. Und zurückzukehren und dasselbe nochmal durchzumachen, oder in die Luft



Abb. 4 Aus Bayern

Abb. 5 Aus Finnland

Abb. 6 Aus Südosteuropa

Abb. 7 Aus den Niederlanden

| DOI/NPS/Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York;
Fotos: Augustus Sherman



Abb. 8 Aus Italien Abb. 9 Aus Ungarn Abb. 10 Aus Albanien Abb. 11 Aus Russland

| DOI/NPS/Statue of Liberty NM and Ellis Island, New York; Fotos: Augustus Sherman



gesprengt zu werden, wissen Sie, das war der schreckliche Gedanke dabei. So, das waren die sechs Tage, die vergangen sind, sie vergingen so.

Wiedersehen mit Familienmitgliedern

Anna Klarich, 1920 im Alter von 18
aus Jugoslawien eingewandert

Oh. Es war so schön, sie zu sehen. Zehn Jahre lang hatte ich sie nicht mehr gesehen. Ich meine, sie sah anders aus, und ich war so erwachsen. Ich war erst acht, als sie wegging, und dann war ich 18. Ich war eine junge Dame. Naja, ich ging hin und sie umarmte mich. Wir weinten beide. Wir weinen alle, wissen Sie. Dann sagten wir, lass uns in den Speiseraum gehen, und sie servierten uns was. Ich weiß nicht mehr was, das Hauptgericht, aber das französische Brot und die Butter waren so köstlich, weil wir an Bord nicht viel gehabt haben, wissen Sie. Es war so gut. Und meine Tante sagt: „Willst du noch was?“, und ich habe mich geschämt, noch eine Scheibe zu nehmen, aber ich sagte: „Das schmeckt mir“. Sie sagte „Iss nur, weil“, sagte sie „ich weiß, dass ihr das auf dem Schiff nicht gekriegt habt“, also aßen wir es. Das war also großartig.

Und dann kam ich in die Wohnung meiner Mutter und sie hatte Spitzengardinen. Die hatten wir in Europa nicht. Und ich bewunderte einfach diese Spitzengardinen. Sie waren so schön, wissen Sie. Und meine Mutter sagte: „In der Küche sind Plätzchen. Geh nur und nimm dir welche, wenn du möchtest, weißt du“. Und ich sagte: „Oh, morgen früh, wenn ich aufstehe, werde ich mir die Plätzchen nehmen.“ Ich stand um sechs Uhr morgens auf und sie gab mir ihr Nachthemd, ein großes Nachthemd. Ich zog es an und ging dann in die Küche und nahm mir vier Plätzchen und legte sie auf meinen Schoß und bewunderte die Bilder an den Wänden meiner Mutter und diese Vorhänge die, die faszinierten mich einfach. Und ich esse gerade meine Plätzchen und bin am Bewundern, als meine Mutter in mein Schlafzimmer blickte und „Du lieber Gott!“ sagte. Und es war mir so peinlich, dass ich diese Plätzchen auf dem Schoß hatte und aß, wie sie es mir gesagt hatte. Sie sagte: „Du brauchst dich nicht zu schämen. Iss sie nur und so viele du willst.“

Namensänderung in den USA

Gertrude (Gudrun) Hildebrandt Moller, 1929 im Alter von 9
aus Deutschland eingewandert

Mein Geburtsname ist Gudrun Hildebrandt und der Ehename Moller, Herr Moller, der war aus Dänemark. Er ist Jahre später hier eingewandert und wir lernten uns in New York kennen. Doch als ich in Chicago mit der Schule anfang, als Heranwachsende, konnte ich zuerst natürlich kein Wort Englisch und war auch das

einziges Kind in der Schule, das nicht Englisch sprechen konnte. Und (lacht) in den ersten beiden Jahren war ich nicht allzu glücklich, aber meine Mama sagte: „Nur Mut, denn eines Tages wirst du zwei Sprachen beherrschen und alle, die dich jetzt hänseln, nur eine.“ Und das stimmte. Sie hatte immer Recht. So schlug meine Lehrerin vor, da keines der Kinder Gudrun aussprechen konnte, einen alten germanisch-skandinavischen Namen, der eigentlich sehr schön ist (wie mir gesagt wurde), sie gab mir eine Liste von Mädchennamen zur Auswahl. Damit alle Kinder sich unterhalten konnten, verstehen Sie, wüssten wie sie mich nennen sollen. Also habe ich einen Namen ausgewählt, der mit einem G anfängt wie mein eigener, und der war Gertrude. Ich bin nicht gerade begeistert davon, aber er hat sich über all diese Jahre hinweg begleitet.

Fotografiesammlung Augustus Sherman

Eine der bedeutendsten Bilderserien in der Sammlung gehörte Augustus Sherman, einem ehemaligen Beamten des Einwanderungszentrums auf Ellis Island. Sein Status als Beamter verschaffte ihm einen Zugang zu den Einwander_innen, der einem regulären Inspektor unmöglich gewesen wäre. Das führte zu einer unglaublichen Sammlung von Einwander_innenporträts, die diese Periode der Massenimmigration dokumentieren. ▶ Abb. 4-11

Link und Literatur

Ellis Island Museum of Immigration Statue of Liberty National Monument:
<http://www.nps.gov/elis/index.htm>.

Unrau, Harlan D. (1984): *Historic Resource Study, Ellis Island, Statue of Liberty National Monument, National Park Service*. Bd. 1–3. New York / New Jersey.

Mesenhöller, Peter (2005): *Augustus F. Sherman: Ellis Island Portraits 1905–1920*. New York.



**Museum
Europäischer Kulturen**
Staatliche Museen zu Berlin

Schriftenreihe des Museums Europäischer Kulturen, Band 19

Für das Museum Europäischer Kulturen –
Staatliche Museen zu Berlin herausgegeben
von Elisabeth Tietmeyer

Konzept:

Alina Helwig, Léontine Meijer-van Mensch,
Dagmar Neuland-Kitzerow, Elisabeth Tietmeyer

Redaktion:

Elisabeth Tietmeyer, Alina Helwig,
Charlotte Piepenbrock, Lisa Richert

Übersetzungen:

Christoph Klar
(Englisch-Deutsch, Deutsch-Englisch)
Übersetzungsbüro NASTULA
(Portugiesisch-Deutsch: S. 112–120
Französisch-Deutsch: S. 122–129)

Grafikdesign und Satz:

e o t. essays on typography
mit Karolina Leczkowski und Therese Giemza

Publikationsmanagement:

Sigrid Wollmeiner und Andrea Schindelmeier



Publiziert bei arthistoricum.net,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2017.

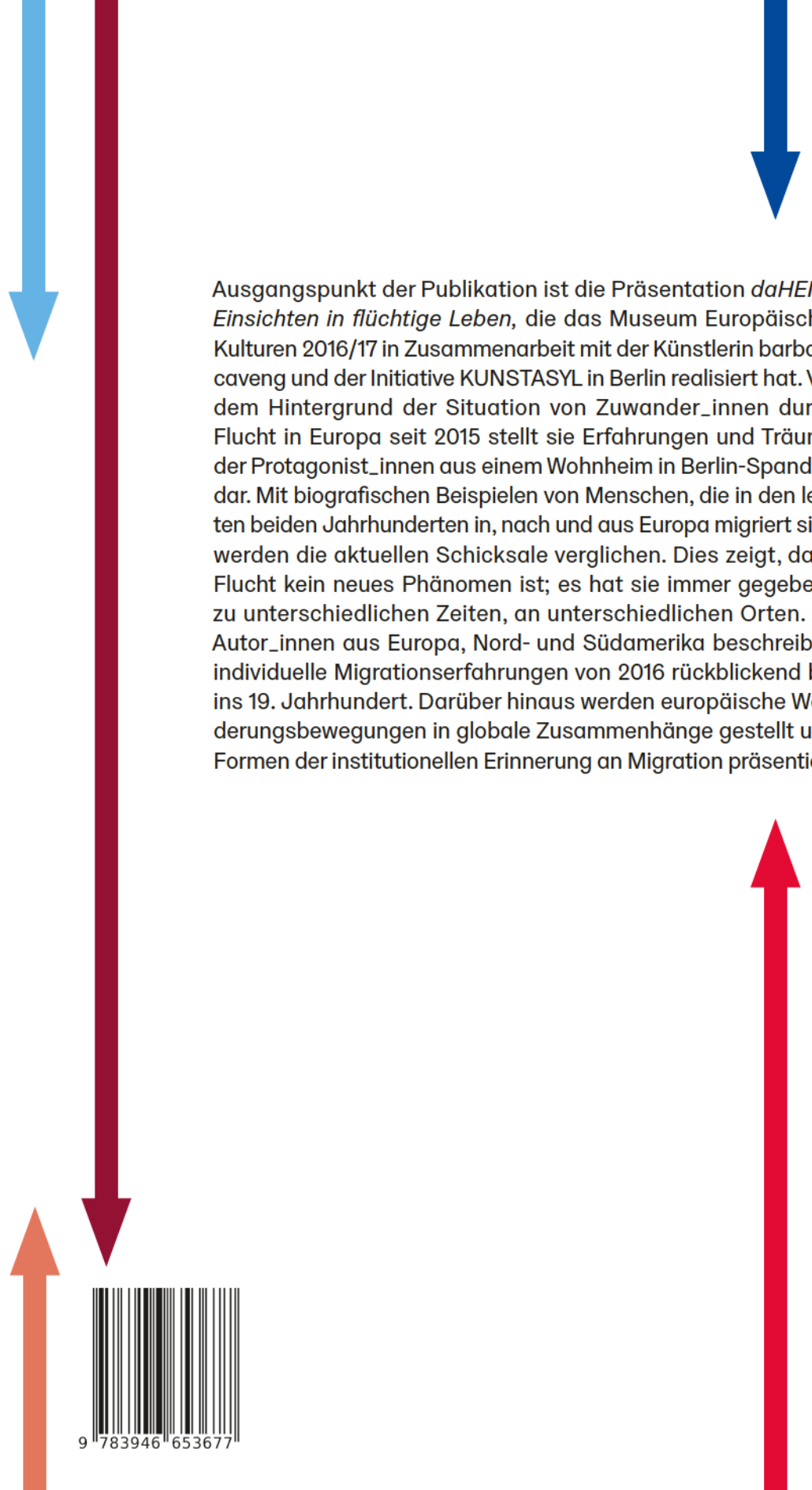
Die Online-Version dieser Publikation ist auf
<http://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei verfü-
gbar (open access).

ISBN PDF: 978-3-946653-68-4
ISBN Buch: 978-3-946653-67-7
DOI: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.282.374>
URN: urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-282-7

© 2017 Staatliche Museen zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz und die Autor_innen
www.smb.museum
2. Auflage



Dieses Werk ist unter der Creative Commons
Licence 4.0 (CC-BY-SA 4.0) veröffentlicht.



Ausgangspunkt der Publikation ist die Präsentation *daHEIM: Einsichten in flüchtige Leben*, die das Museum Europäischer Kulturen 2016/17 in Zusammenarbeit mit der Künstlerin barbara caveng und der Initiative KUNSTASYL in Berlin realisiert hat. Vor dem Hintergrund der Situation von Zuwander_innen durch Flucht in Europa seit 2015 stellt sie Erfahrungen und Träume der Protagonist_innen aus einem Wohnheim in Berlin-Spandau dar. Mit biografischen Beispielen von Menschen, die in den letzten beiden Jahrhunderten in, nach und aus Europa migriert sind, werden die aktuellen Schicksale verglichen. Dies zeigt, dass Flucht kein neues Phänomen ist; es hat sie immer gegeben – zu unterschiedlichen Zeiten, an unterschiedlichen Orten. Elf Autor_innen aus Europa, Nord- und Südamerika beschreiben individuelle Migrationserfahrungen von 2016 rückblickend bis ins 19. Jahrhundert. Darüber hinaus werden europäische Wanderungsbewegungen in globale Zusammenhänge gestellt und Formen der institutionellen Erinnerung an Migration präsentiert.



9 783946 653677